

Die Bildungsillusion

Warum Inklusion an der Realität scheitert



Verfolgt



Nigerianische
Christen

Verkauft



Zweck-
entfremdete
Kirchen

Vergessen



Demenz-
gottesdienst

Liebe Leser!

Szenario 1: Was würden Sie tun? Ihr Kind kommt mittags von der Schule nach Hause und es hat Angst vor einem aggressiven Klassenkameraden. Der Junge ist verhaltensauffällig, Ihr Kind hat einen Tritt abbekommen. Simon Seibel hat genau das erlebt. „Die Kinder hatten zum Teil echt Angst“, sagt seine Mutter gegenüber pro.



Szenario 2: Was würden Sie tun? Ihr verhaltensauffälliges Kind soll nicht am Regelunterricht teilnehmen dürfen, sondern zusammen mit Altergenossen,

denen es genauso geht, eine Förderschule besuchen. Unwahrscheinlich, dass das Kind dadurch ruhiger wird, dabei wünschen Sie sich doch nur, dass es die Chance bekommt, möglichst „normal“ aufzuwachsen.

Über Für und Wider, Hindernisse und einen Mangel an pädagogischen Konzepten für eine erfolgreiche Inklusion lern- oder körperlich behinderter Kinder in Regelschulen berichten die pro-Redakteure Anna Lutz und Nicolai Franz in dieser Ausgabe. Für ihre Recherche haben sie mit Schülern, Eltern und Lehrern gesprochen. Viele von ihnen sehen Inklusion und deren Umsetzung an Schulen kritisch. Hubert Hüppe (CDU), Beauftragter der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderung, hingegen ist ein Kämpfer für die Bildungsinklusion. Er sagt: „Inklusiver Unterricht heißt, dass jeder mit seinen Talenten angenommen wird“ und ist überzeugt, dass niemand aus dem Regelunterricht ausgeschlossen werden darf.

Inklusion geht jeden an. Seit 2009 gilt die Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen in Deutschland. Menschen mit Behinderung müssen in den Regelschulunterricht eingeschlossen werden – das ist seitdem Menschenrecht und Deutschland ist auf dem Weg, dieses Recht für jeden umzusetzen. Das Schulsystem steht vor immensen Veränderungen und Herausforderungen. Wie schwierig es ist, jedem gerecht zu werden, zeigt das oben beschriebene Beispiel.

Haben Sie in Ihrem Umfeld Erfahrungen mit der Bildungsinklusion gesammelt? Schreiben Sie uns Ihre Meinung dazu. Die pro-Redaktion freut sich, wenn Sie uns Ihre Ansichten mitteilen, oder ein Lob oder Kritik aussprechen wollen.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen!

Herzlichst, Ihr

Wolfgang Baake



Meldungen	4
Impuls	34
Leserbriefe	35

PÄDAGOGIK

Titel: Probleme inklusive	
Wie Bildungsinklusion an der Realität scheitert	6
Titel: „Förderschulen produzieren lebenslange Unterhaltsempfänger“	
Gespräch mit dem Behindertenbeauftragten der Bundesregierung	12
Wieviel Krippe vertragen Kinder?	
Folgen früher Fremdbetreuung	14
„Familie ist der Lernort für Vertrauen“	
Kita-Kritiker Norbert Blüm im Interview	16

POLITIK

Sind Lurche wichtiger als Christen?	
Eine Kolumne von Wolfram Weimer	17

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm. Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen. Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**
www.proKOMPAKT.de | Telefon (0 64 41) 9 15 151



14 Tun Krippen Kindern gut?
Forscher sind geteilter Meinung



18



30

„Ich habe ihnen vergeben“

Zwei nigerianische Christinnen über Leid,
Trauer und Verzeihen 18

Frieden kann kommen

Paul Bhatti spricht über verfolgte
Minderheiten in Pakistan 20

MEDIEN

Glaube zwischen den Zeilen

Wie die FROH!-Macher
christliche Werte in ihr Heft bringen 22

Blog gegen Religion

Keine Tricks, nur Jesus 24

GESELLSCHAFT

Ein feste Burg – verkauft

Was passiert mit Kirchen,
wenn sie keine Kirchen mehr sind? 26

Gesucht! Pfarrer/in

Der Kirche gehen die Theologen aus 30

„Der schönste Beruf der Welt“

Der Pfarrberuf begeistert den
Theologen Stephan Holthaus 32

Die Vergessenen

So leben Menschen mit Demenz ihren Glauben 36

Helden der Reeperbahn

Wie die Heilsarmee im Hamburger
Rotlichtviertel hilft 40

KULTUR

„Eine bewusst spirituelle Sache“

Mumford & Sons singen über den Glauben 44

Musik, Bücher und mehr

Neuerscheinungen kurz rezensiert 46

IMPRESSUM



Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzende Margarete Hühnerbein
Geschäftsführer Wolfgang Baake
Redaktionsleitung Stefanie Ramsperger | Redaktion Moritz Breckner, Nicolai Franz, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anna Lutz, Martina Schubert, Jörn Schumacher, Jonathan Steinert, Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias

E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de | www.prokompakt.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 513 900 00
Beilage Israelreport (16 Seiten)
Titelfoto motto, fotolia



Foto: lassedesigns, Fotolia

Opfer von Cybermobbing sind besonders 12- bis 15-Jährige

Cybermobbing aus Spaß und Langeweile

Warum beleidigen und beschimpfen Jugendliche andere im Internet oder veröffentlichen online peinliche Bilder von ihnen? Spaß und Langeweile sind die häufigsten Gründe dafür. Das hat das Bündnis gegen Cybermobbing in einer gemeinsamen Studie mit der Versicherungsgesellschaft ARAG herausgefunden. Dafür wurden zwischen November 2012 und Februar dieses Jahres über 10.000 Schüler, Lehrer und Eltern aus ganz Deutschland befragt. Die meisten Cybermobbing-Attacken erleben Jugendliche im Alter zwischen 12 und 15 Jahren. Von den 14- bis 15-Jährigen wurde nach eigenen Angaben jeder fünfte schon einmal im Internet gemobbt. Ebenso viele geben an, die Attacken belasteten sie dauerhaft.

An Hauptschulen wird der Studie zufolge am meisten gemobbt, an Gymnasien am wenigsten. Fünf von hundert befragten Schülern bekannten sich dazu, Mobbing-Täter zu sein. Ein Drittel von ihnen hat aber auch selbst schon Cybermobbing erfahren. Vor allem in sozialen Netzwerken geht es hoch her. Mehr als drei Viertel der Befragten erleben sie als Tatort für Cybermobbing. Viele Vorfälle gibt es außerdem in Chatrooms. | **JONATHAN STEINERT**

Nigeria verbietet Boko Haram

Die nigerianische Regierung hat Anfang Juni die islamistische Sekte Boko Haram als „terroristisch“ eingestuft und sie damit gesetzlich verboten. Die Gruppierung verübt immer wieder schwere Anschläge gegen Christen im muslimisch geprägten Norden des Landes. Auf die Mitgliedschaft in der Gruppe stehen ab sofort bis zu 20 Jahre Gefängnisstrafe. Der Name Boko Haram bedeutet soviel wie „westliche Bildung verboten“. Die Mitglieder der Gruppe lehnen unter anderem Wahlen, säkulare Bildung oder auch das Tragen von Hosen und T-Shirts ab. Die 2001 gegründete Gruppe will in Nigeria die strenge Auslegung der Scharia einführen und nennt sich auch „nigerianische Taliban“. Auf dem Weltverfolgungsindex der Hilfsorganisation „Open Doors“ steht Nigeria derzeit auf Platz 13. | **MARTINA SCHUBERT**



Foto: YouTube

Mitgliedern der islamistischen Sekte Boko Haram droht ab sofort eine Gefängnisstrafe

Drei Fragen an das „SongTalent 2013“

Der Sieger des christlichen Musikwettbewerbs „SongTalent 2013“ heißt Christian Schellenberg. Der 28-Jährige gewann mit seinem Lied „So viel du brauchst“ das Finale des Wettbewerbs, das im Rahmen des 34. Deutschen Evangelischen Kirchentags in Hamburg ausgetragen wurde.

pro: Wie entstand dein Gewinnerlied?

Christian Schellenberg: Ich hatte gerade eine Diskussion mit einem Freund, der war hoffnungslos, und ich wollte ihm und anderen Leuten, die verzweifelt sind, sagen, dass es doch Hoffnung gibt. ‚Sieh‘ doch mal nach oben jetzt‘, singe ich. Das bezieht sich auf Gott, auf meinen Glauben. Ich glaube, es liegt eine unheimliche Kraft darin, sich auf den Schöpfer zu besinnen und darauf, wo wir herkommen, wer wir sind und warum wir auf dieser Welt sind.

Warum ist der christliche Glaube ein großes Thema in deinen Texten?

Für mich ist das was ganz Natürliches, ich lebe das und glaube das. Wie der Glaube ein ganz normaler Teil meines Lebens ist, ist er immer wieder mal Teil meiner Songs. Ich sehe mich aber nicht als christlichen Musik-Missionar.

Möchtest du mit deiner Musik deinen Lebensunterhalt bestreiten?

Ich habe es nicht auf dem Plan. Ich liebe es, Lieder zu schreiben, live zu spielen, damit Menschen zu bewegen und die Interaktion zu sehen. Alles, was darüber hinausgeht, wie der Contest, ist für mich ein Geschenk, das ich annehme, da lass ich mich treiben. | MARTINA SCHUBERT



Christian Schellenberg hat den Wettbewerb „SongTalent 2013“ gewonnen

Foto: pro



Foto: Thorsten Indra, Willow Creek

Gute Stimmung, gemeinsames Singen und Gebet: 3.000 Jugendliche nahmen am Willow-Creek-Jugendkongress teil

3.000 Jugendliche beten für Europa

Unter dem Motto „Yes we are open“ haben vom 31. Mai bis 2. Juni in Wetzlar knapp 3.000 überwiegend jugendliche Christen aus Landes- und Freikirchen beim siebten Willow-Creek-Jugendkongress in Deutschland gemeinsam gesungen, gebetet und gelernt. Der Berliner Schauspieler und Moderator Torsten Hebel forderte sie auf, gegen Rassismus und Arbeitslosigkeit in Europa zu beten: „So ein Gebet kann der Startschuss für Veränderungen sein.“ Der Gründer der Hillsong-Gemeinde in Kapstadt, Phil Dooley, kritisierte die Glorifizierung von Prominenz in Castingshows wie Deutschland sucht den Superstar oder Germany’s Next Topmodel. „Es ist wichtiger, Ansehen bei Gott als bei den Menschen zu suchen“, erklärte er den Teilnehmern. Die amerikanische Jugendleiterin Kara Powell regte an, generationenübergreifende Gottesdienste zu feiern, während der Vermögensberater Rob Mitchell aus seiner bewegenden Biografie erzählte. Die Veranstalter zogen ein positives Resümee: „Die Zusammenarbeit mit den Jugendverbänden der Kirchen und Gemeinden hat gut geklappt“, sagte Karl-Heinz Zimmer, Geschäftsführer von Willow Creek D/CH. Gary Schwammlein, Präsident der Willow Creek Association International, erklärte: „Hier wurden Jugendleitern Impulse gegeben, nicht aufzugeben, auch wenn die Gemeinde nicht wächst.“ Er hob auch die enge Verzahnung von Mission und diakonischem Dienst hervor. | MORITZ

BRECKNER



Probleme inklusive

Seit vier Jahren hat jedes behinderte Kind in Deutschland ein Recht darauf, eine Regelschule zu besuchen. Doch die Umsetzung der Bildungsinklusion verläuft schleppend. Schüler und Lehrer leiden unter knappen Kassen und fehlenden pädagogischen Konzepten. | VON ANNA LUTZ UND NICOLAI FRANZ

Foto: RomBailey, istockphoto

Viktoria Eckert ist 18 Jahre alt, kommt aus Sachsen, hatte zuletzt einen Notendurchschnitt von 1,6 und wird in zwei Jahren ihr Abitur in der Tasche haben. Beim Schreiben braucht sie manchmal Hilfe. Ihren Rucksack kann sie nicht eigenständig packen und um sich fortzubewegen, benötigt sie einen Rollstuhl, der sich mit Hilfe eines kleinen Hebels an der rechten Armlehne steuern lässt. An diesem Tag soll sie ein Gedicht in sächsischer Mundart verfassen. „Ich lasse mich später von meiner Zimmernachbarin inspirieren, die kommt wie ich aus Sachsen“, sagt sie zu ihrer Lehrerin Ulrike Heyn, während die anderen Schüler des Deutschkurses in der elften Jahrgangsstufe schon an ihren Texten schreiben.

Das Klassenzimmer ist groß und hell, die Tische stehen so, dass jeweils fünf oder sechs Schüler in Arbeitsgruppen zusammensitzen können. Als die Stunde zu Ende ist, packen die Jugendlichen hastig ihre Sachen zusammen. Bei Vicky, wie ihre Freunde sie nennen, geht alles ein bisschen langsamer, ebenso wie bei Alex. Beide Teenager haben eine spastische Lähmung. An der Regine-Hildebrandt-Schule in Birkenwerder nahe Berlin, einer Gesamtschule, können sie trotzdem gemeinsam mit nichtbehinderten Kindern lernen. Die Schule hat breite Flure, in denen sie mit ihren Rollstühlen Bewegungsfreiheit haben. Es gibt Aufzüge neben jeder Treppe, Behindertentoiletten, einen Physiotherapeuten und sechs pädagogische Unterrichtshilfen. „Der normale Schüler im Rollstuhl hat hier überhaupt kein Problem“, sagt Schulleiterin Kathrin Voigt.

Inklusion, also Einbindung, nennt sich der gemeinsame Unterricht von Schülern mit und ohne Behinderung. 2012 wurde die Regine-Hildebrandt-Schule für ihre vorbildliche Umsetzung dieses Prinzips ausgezeichnet. Derzeit lernen hier 723 junge Menschen, 88 davon haben sonderpädagogischen Förderbedarf. Das bedeutet, sie sind körperlich, geistig oder lernbehindert. An die Schule angegliedert ist ein Wohnkomplex. Hier lebt auch Vicky, die extra für ihre Schule umgezogen ist. Bevor das Mädchen vor einem halben Jahr nach Birkenwerder kam, besuchte sie eine Förderschule für körperbehinderte Menschen in Leipzig. Als sie den Schulflur entlangfährt, kommt ihr ein Junge auf einem Bürostuhl entgegen geschossen. Er fliegt an ihr vorbei und ruft: „Jetzt habe ich auch einen Rollstuhl!“ Vicky sagt: „Hier bin ich mit Nichtbehinderten zusammen, das wollte ich.“

Was gut klingt, birgt viele Probleme

Was das Mädchen sich schon lange gewünscht hat, soll so schnell wie möglich jedes Kind in Deutschland bekommen. 2006 wurde die Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen verabschiedet, seit 2009 ist sie auch in der Bundesrepublik gültig. Ihr Ziel ist die „Chancengleichheit“ und die „volle und wirkliche Teilhabe an der Gesellschaft und Einbeziehung in die Gesellschaft“ für behinderte Menschen, wie es in dem Papier heißt. Demnach darf niemand aufgrund seiner Behinderung diskriminiert werden. Niemand darf nunmehr vom regulären Schulsystem ausgeschlossen sein. Inklusion ist eine menschenrechtliche Verpflichtung geworden. Was gut klingt, birgt viele Probleme. Vor allem die Förderschulen bangen derzeit um ihr Weiterbestehen. Denn der Grundgedanke von Inklusion ist: Keine Selektion oder Einteilung. Dieser Anspruch kollidiert nicht nur mit dem in Deutschland bisher vorherrschenden Prinzip des gemeinsamen Lernens Behinderter an speziell auf sie eingestellten

Einrichtungen. Auch das dreigliedrige Schulsystem könnte langfristig auf der Kippe stehen. Je nach Leistung kommen Schüler derzeit entweder auf die Hauptschule, die Realschule oder das Gymnasium. Vicky ist mit ihren guten Leistungen eine Ausnahme. Nur 4,3 Prozent der förderbedürftigen Kinder gehen auf die Realschule, 5,5 Prozent auf das Gymnasium, stellt der Bildungswissenschaftler Klaus Klemm in einer Studie für die Bertelsmann-Stiftung fest. So landeten Kinder mit Beeinträchtigung oft „in Lerngruppen, die durch ein weniger förderliches Lernmilieu geprägt sind“, spricht, auf der Hauptschule.

Jael Adam ist ausgebildete Förderschullehrerin und arbeitet in der Nähe von Göttingen. In Northeim unterrichtet sie seit einem Jahr sowohl in der Förderschule als auch in einer sogenannten Integrationsklasse an einer Hauptschule. Dort arbeitet sie mit einem geistig behinderten und drei lernbehinderten Kindern und unterstützt die Klassenlehrerin im Unterricht. Jedem Kind steht je nach Grad und Form seiner Behinderung eine gewisse Anzahl von Stunden mit einem Sonderpädagogen zu. Während des laufenden Unterrichts kümmert Adam sich um die

„Es gibt Kinder, die brauchen die Förderschule!“

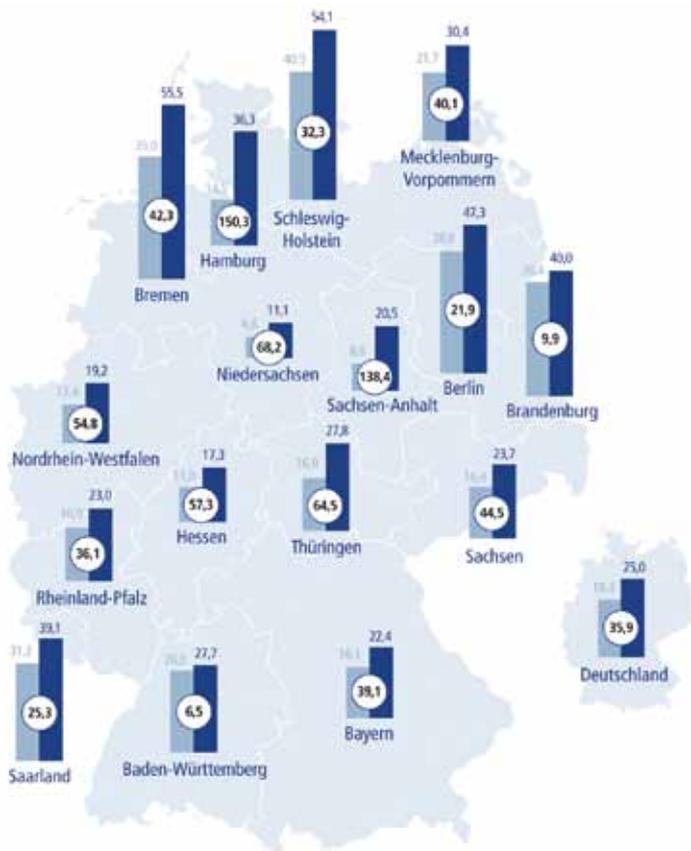
Kinder mit Behinderung und unterrichtet sie außerdem separat in Mathe und Englisch. So funktioniert Integration, im Grunde die Vorstufe zur vollständigen Inklusion, bei der es keinen getrennten Unterricht mehr gäbe, derzeit fast überall in Deutschland. Regelschullehrer und Förderschullehrer stemmen den Unterricht gemeinsam. „Es ist wichtig, dass man den Kindern Dinge zutraut“, sagt Adam, gibt aber auch zu, dass ausgerechnet die sehr schwachen Schüler in integrativen Klassen oft zu wenig Förderung erfahren. Ihrer Meinung nach mangelt es an einem umfassenden Konzept zur Realisierung der Inklusion. Regelschullehrer könnten nach jetzigem Stand zwar freiwillige Fortbildungen zum Umgang mit behinderten Kindern belegen, Pflicht sei dies aber noch nicht. Außerdem vermisst sie Kommunikation und Teamarbeit unter den Lehrern. „Ich finde immer noch, dass Inklusion eine gute Idee ist“, sagt sie, stellt aber auch fest: „Es gibt Kinder, die brauchen die Förderschule.“ Schließlich sei es für manche auch frustrierend, „immer unter Schülern zu sein, die alles besser können“.

Gemischte Erfahrungen hat auch ein Förderschullehrer einer integrativen Lerngruppe in einer nordrhein-westfälischen Hauptschule gemacht, der namentlich nicht genannt werden will. In den Fächern Deutsch, Mathe, Englisch und Erdkunde unterstützt er sechs Kinder im Alter von elf Jahren. Fünf von ihnen brauchen Förderung im Bereich Lernen, einer hat einen sozial-emotionalen Förderbedarf. Eine Stunde pro Woche hat der Pädagoge Zeit, um sich mit der Klassenlehrerin abzustimmen. Den Rest müsse er improvisieren. Insgesamt haben die Schüler 29 Stunden Unterricht in der Woche. 16 Stunden sitzt der Lehrer in der Klasse, „in den restlichen 13 Stunden ist ein Kollege von der Hauptschule da, der überhaupt keine Qualifikation dafür hat“. Der Sonderpädagoge ist enttäuscht. Immer wie-

der würden die Kinder gehänselt. „Manche der anderen Hauptschüler reiben es ihnen unter die Nase und sagen: ‚Du bist ja eh‘ ein bisschen doof.‘“ Für drei der Kinder sei der inklusive Unterricht „genau das Richtige“, sie würden aber nie das normale Hauptschulniveau erreichen können. „Das ist leider eine Illusion vieler Eltern.“ Die beiden Kinder mit den größten kognitiven Schwächen wollten gar nicht mehr in die Schule gehen. „Die Kluft zwischen den Schülern wird mit zunehmendem Alter im-

kaum jemand sprechen. Länder wie Thüringen, Bayern und Hessen wollen sie zu Förder- und Kompetenzzentren ausbauen, in denen Schüler auch präventiv gefördert werden, erklärten die Kultusministerien auf Anfrage. Die Bertelsmann-Stiftung hat ausgerechnet, dass durch das Fortschreiten der Inklusion in den kommenden zehn Jahren bundesweit 9.300 zusätzliche Lehrkräfte gebraucht werden. Umgerechnet bedeute das zusätzliche Kosten von jährlich rund 660 Millionen Euro. Die

Die Bildungsinklusion ist auf dem Vormarsch, aber längst nicht so verbreitet, wie es sich viele wünschen: In Berlin wurde 2012 erst jedes zweite Kind mit Behinderung inklusiv unterrichtet - immerhin sind das zehn Prozent mehr als noch vor drei Jahren.



Inklusionsanteile: 2008/09 2011/12 Steigerung
 Quellen: Berechnungen durch Klaus Klemm auf der Grundlage von: KMK 2012a, KMK 2012b, KMK 2012c, KMK 2012d sowie KMK 2010. | BertelsmannStiftung

Lehrergewerkschaft GEW kritisiert derweil, die Inklusion schreite „planlos“ und „im Schneckentempo“ voran. Die Regelschulen würden kaum auf Mädchen und Jungen mit Behinderungen vorbereitet. Sie seien zudem personell zu schwach besetzt und selten barrierefrei. Im März veröffentlichte eine Allianz zur UN-Behindertenrechtskonvention einen Bericht zum aktuellen Stand der Inklusion in Deutschland. Demnach besuchten 2010, ein Jahr nach Inkrafttreten der Richtlinien, 29 Prozent der Schüler mit Behinderungen eine Regelschule. Die Integration von Kindern mit Behinderung in den Kindergärten umfasst zwar 62 Prozent, in den Grundschulen ist aber nur noch jedes dritte behinderte Kind integriert, in der Sekundarstufe sind es noch 15 Prozent. Der Zugang zur Regelschule werde behinderten Schülern erheblich erschwert und müsse oft eingeklagt werden, kritisiert die aus verschiedenen Nichtregierungsorganisationen bestehende Allianz.

Doch wie sollen die Bundesländer die Kosten für das inklusive Unterrichtsmodell stemmen? Vom verschuldeten Berlin ist bekannt, dass die Zahl der Unterrichtsausfälle schon ohne vollständige Inklusion dramatisch ist. Der Gründer des christlichen Hilfswerks „Die Arche“, Bernd Siggelkow, beschwerte sich jüngst bei einer Veranstaltung der Konrad-Adenauer-Stiftung in Berlin darüber,

mer größer.“ Auch er hält Inklusion für eine gute Idee. „Die Kinder lernen gemeinsam und bauen Vorbehalte ab. Das Problem ist: Es ist nicht finanzierbar“, meint der Förderschullehrer.

Leere Kassen, wenig Wille zur Inklusion

Geld in die Kassen bringt die Schließung von Förderschulen und die Vermittlung der Sonderpädagogen an Regelschulen. 2,6 Milliarden Euro gaben die Bundesländer im Schuljahr 2006/2007 für zusätzliche Lehrkräfte an Förderschulen aus – entgegen dem politischen Willen steigt die Zahl der Kinder in den selektiven Einrichtungen bis heute. 77 Prozent der Förderschüler bleiben ohne Hauptschulabschluss. Nur wenige von ihnen schaffen den Sprung auf eine allgemeine Schule, hat die Bertelsmann-Stiftung herausgefunden. Dennoch: Zumindest öffentlich will von einer kompletten Abschaffung der Einrichtungen derzeit

ber, dass Schüler in Problembezirken der Stadt zum Teil nur eine Stunde Unterricht am Tag hätten. Wenn Lehrer erkrankten, gebe es keinen Ersatz. Eine Lehrerin, die ebenfalls anonym bleiben möchte, bestätigte die prekäre Situation gegenüber pro: Sie habe selbst schon erlebt, wie die extra zur Förderung der behinderten Schüler abgestellten Sonderpädagogen für die Kompensation des normalen Unterrichtsausfalls hätten herhalten müssen.

Pädagogisch schwierig erscheint auch das gemeinsame Lernen verhaltensauffälliger Kinder mit der restlichen Klasse. Klaudia Seibel ist zweifache Mutter und lebt in Hessen. Ihr Sohn Simon besucht die 3. Klasse einer Grundschule. Welche Folgen Inklusion auch haben kann, hat er am eigenen Leib zu spüren bekommen. Zwei Jahre lang besuchte ein verhaltensauffälliges Kind regelmäßig mit den anderen Schülern den Unterricht. Regelmäßig wurde der Junge aggressiv und ging auf seine Klassenkameraden und Lehrer los, einmal auch auf Simon. Einen Tritt ins Gesicht habe

er abbekommen, berichtet Seibel. Lehrer, Schüler und Eltern seien mit der Situation überfordert gewesen. „Die Kinder hatten zum Teil echt Angst“, erinnert sie sich. Die Förderschullehrerin, die die Klasse teilweise gemeinsam mit der Regelschullehrkraft unterrichtete, habe das Kind immer wieder von den Mitschülern isolieren müssen. Trotzdem sei der Junge regelmäßig in der Klasse ausgerastet, sodass ihn zum Teil zwei Erwachsene festhalten mussten. „Das hat alle beeinträchtigt“, sagt Seibel, nicht zuletzt den Jungen selbst: „Für ihn sind die ersten Jahre der Grundschulzeit vorbei gegangen, ohne dass sich jemand adäquat um ihn kümmern konnte“, ist sich die Literaturwissenschaftlerin sicher.

„Sie werden immer irgendwo extreme Fälle finden“

Solche Argumente will Hubert Hüppe nicht gelten lassen. Der CDU-Politiker ist in der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen zuständig und kämpft vehement für die vollständige Durchsetzung der Inklusion. Das hat auch mit seinem eigenen Leben zu tun. Hüppe hat einen querschnittgelähmten Sohn. „Sie werden immer irgendwo extreme Fälle finden, mit denen begründet werden soll, dass hunderttausende andere Kinder auch aus dem Regelunterricht entfernt werden müssten“, sagt er. Ohne Zweifel sei die Gruppe der verhaltensauffälligen Kinder bei der Inklusion die schwierigste. „Aber: Das Kind aus dem Beispiel wird sicherlich nicht dadurch ruhiger werden, dass es mit anderen verhaltensauffälligen Kindern auf eine Förderschule kommt“, ist der Katholik und Lebensrechtler überzeugt. Hinter dem Widerstand gegen Inklusion vermutet er Existenzängste von Lehrern und Förderschulleitern: „Es herrscht ein Beharren auf althergebrachten Strukturen. Alle tun zwar so, als ob sie für die Kinder sprechen, aber natürlich sprechen sie auch für ihre Profession. Es herrscht eine Angst davor, dass wir Förderschulen schließen und die Lehrer entlassen. Aber kein Sonderpädagoge soll arbeitslos werden. Wir brauchen diese Kräfte ja an den Regelschulen.“

Welchen pädagogischen und finanziellen Herausforderungen sich inklusive Schulen künftig stellen müssen, zeigt das Beispiel der sechsjährigen Frida. Das blonde Mädchen ist von Geburt an blind. Die aufgeweckte Erstklässlerin hat keinerlei Probleme, mit ihren Klassenkameraden Schritt zu halten – solange sie die richtigen Unterrichtsmaterialien an die Hand bekommt. Wenn ihre Mitschüler im Matheunterricht aufgemalte Punkte auf einem Blatt zählen, arbeitet Frida mit gewölbten Plastikplättchen, die sie in die Hand nimmt. Wenn ihre Freunde im Bio-Unterricht das Foto einer Tulpe betrachten, hat sie ein Bild vor sich liegen, auf dem die Formen der Blume hervortreten, sodass sie sie ertasten kann. Jede Schulbuchseite liegt ihr in Braille-Schrift vor, damit sie ihre Hausaufgaben genau wie jeder andere erledigen kann. Frida besucht die Berliner Fläming-Schule, ähnlich wie die Regine-Hildebrandt-Schule eine ehemalige Modelleinrichtung für die Integration behinderter Kinder. Seit 1975 gibt es dort Integrationsklassen. Inklusion wurde dort schon gelebt, als in Deutschland sonst noch kaum einer davon sprach. Das Mädchen wird dort rund um die Uhr betreut, außerdem achtet die Einrichtung darauf, dass die Lerngruppen möglichst klein sind und Kinder mit ähnlichen Behinderungen in eine Klasse kommen. „In einer anderen Schule wäre Frida



Inklusion bedeutet: Jeder lernt auf seine Weise

Foto: picture alliance

Schizophrene Bildungspolitik

In Sachen Inklusion ist die Politik nicht konsequent. Das sollte sie aber sein. Denn am Ende leiden alle darunter. | EIN KOMMENTAR VON NICOLAI FRANZ

Es ist gut, wenn Kinder mit und ohne Behinderungen gemeinsam in die Schule gehen. Sie lernen, was es heißt, Verantwortung füreinander zu übernehmen, sich gegenseitig zu helfen. Und dass alle Menschen gleich viel wert sind, auch wenn manche mit mehr Beeinträchtigungen leben als andere. Diese Einsicht ist gerade für Christen, die sich für den Lebensschutz auch von behinderten Kindern einsetzen, ein hoffnungsvolles Signal. Doch wenn es um die Umsetzung der Inklusion geht, offenbaren sich große Probleme. Die Schulen haben zu wenig Mittel, um die Einrichtungen barrierefrei zu machen und genug Sonderpädagogen einzustellen. Die Betreuer haben zu wenig Zeit, sich mit den Regel-Lehrern abzustimmen und können viel zu wenig auf die Bedürfnisse der Kinder mit Behinderungen eingehen. Das größte Pro-

blem ist jedoch, dass die Politik auf der einen Seite Inklusion will, auf der anderen Seite aber offen Exklusion betreibt. Nichts anderes ist das immer noch vorherrschende dreigliedrige Schulsystem. Es ist schon fast schizophren, wenn Bildungspolitiker einerseits davon sprechen, dass Kinder mit Beeinträchtigungen in einer Klasse mit anderen sitzen sollen – und sie gleichzeitig je nach Notenschnitt in Hauptschule, Realschule und Gymnasium einteilen. Das Ergebnis ist, dass am Ende die meisten Kinder mit Behinderungen auf der Hauptschule landen. Es sei denn, sie haben Glück und eine Gesamtschule liegt in der Nähe. Inklusion? Ja, aber dann bitte konsequent! Ansonsten wäre das alte System mit guten Förderschulen sinnvoller. Sowohl für Lehrer als auch für Kinder. ■

vielleicht untergegangen“, sagt ihre Mutter Laura Capellmann. Die 34-Jährige studiert selbst Sonderpädagogik, weiß also um die Stärken und die Schwächen des inklusiven Schulsystems. Für sie ist die Art und Weise, wie ihre Tochter schulisch integriert wird, ein Gewinn. Auf eine Blindenschule habe sie Frida nicht schicken wollen. „Das Niveau ist da ein ganz anderes“, sagt die zweifache Mutter. Frida wäre dort vielleicht unterfordert gewesen. Auf der Fläming-Grundschule hingegen müsse sie ab und an kämpfen, sei aber auch schon „über sich hinausgewachsen“. Derzeit lernt das Mädchen gemeinsam mit einem weiteren blinden Jungen und 22 nichtbehinderten Kindern in einer Klasse. „Ich finde es wichtig, dass Frida beide Bezugspunkte hat“, sagt Capellmann und meint damit den Kontakt zu blinden und sehenden Kindern. „Dass Menschen wie Frida sich

anders fühlen, hat mit unserer Gesellschaft zu tun. Es gibt einfach keinen ungezwungenen Umgang mit Menschen mit Behinderung“, ist die Berlinerin überzeugt.

Doch die erste Zeit in der Schule ist für das Mädchen nicht nur wegen des Unterrichtsstoffs schwierig gewesen. Durch den Umgang mit den anderen Kindern auch außerhalb des Unterrichts merkte sie zum ersten Mal bewusst, dass ihr eine Fähigkeit fehlt. Eines Tages sei sie nach Hause gekommen und habe bitterlich geweint. „Davor kann man sie aber nicht ewig schützen“, sagt die Mutter. Die werdende Pädagogin ist sich sicher: „Es gibt Kinder, die sich in bestimmte Klassensituationen oder zu bestimmten Zeiten nicht so integrieren lassen, wie es sich Lehrkräfte und Eltern vielleicht wünschen. Wenn es jemandem schadet, sollte er nicht in einer normalen Klasse sein.“ Frida zählt nicht zu diesen Kindern. ■

Anzeige



...und der **Alltag bleibt zu Hause!**

- Großer Panorama-Saal
- Kaminzimmer
- Attraktiver Speisesaal
- Cafeteria
- Kapelle
- mehr Zimmer mit Du/WC

Bitte Jahresprogramm 2013 anfordern!

Neu!

Allgäu-Weite
Christliches Gästehaus

87477 Sulzberg-Moosbach
Tel: 08376/92 00-0
www.allgaeu-weite.de

h hensoltshöhe

„Förderschulen produzieren lebenslange Unterhaltsempfänger“

Hubert Hüppe (CDU) ist Behindertenbeauftragter der Bundesregierung und ein Kämpfer für die Bildungsinklusion. Wer nicht bereit ist, Sonderschulen zu schließen, wird die anstehenden Veränderungen im Bildungssystem nicht finanzieren können, sagt er. | **DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ**

pro: Herr Hüppe, wird es in zehn Jahren noch Förderschulen geben?

Hubert Hüppe: Ich bin für das Leben von Menschen mit Behinderungen zuständig – nicht für das Überleben von Einrichtungen. Förderschulen trennen behinderte Schüler von nichtbehinderten.

Deswegen hoffe ich, dass in zehn Jahren viel mehr Kinder die Chance haben, an Regelschulen zu lernen. Fachleute gehen davon aus, dass dann noch höchstens 20 Prozent der behinderten Schüler in eine Förderschule gehen.

Mit der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung hat sich Deutschland 2009 dazu verpflichtet, Menschen mit körperlichen oder geistigen Benachteiligungen nicht vom allgemeinen Schulsystem auszuschließen. Wer das tut, diskriminiert. Darf ein Lehrer demnach noch eine Sonderschulempfehlung aussprechen?

Nein. Er soll auch heute schon eine Empfehlung für die notwendige Förderung aussprechen. Realisiert werden soll sie dort, wo alle lernen. Alles andere wäre eine Menschenrechtsverletzung. Jedes Kind hat das Recht auf Teilhabe. Sie können ja auch kein Migrantenkind vom Unterricht ausschließen. Ich finde es übrigens sehr seltsam, dass derzeit so getan wird, als müsse man Inklusion begründen. Da wir genügend Beispiele haben, dass Inklusion auch für schwerstbehinderte Kinder machbar ist, müssten sich doch diejenigen rechtfertigen, die Kinder mit Behinderung aussortieren wollen.

Eine besorgte Mutter berichtete uns bei der Recherche zu diesem Thema davon, dass ihr Sohn von einem verhaltensauffälligen Mitschüler getreten

wurde. Das teils gewalttätige Kind befand sich zwei Jahre in der regulären Schulklasse. Lehrer, Schüler und Eltern waren mit der Situation überfordert. Bedeutet inklusive Bildung, dass solche verhaltensauffälligen Kinder nicht aus der Klasse genommen werden dürfen?

Sie werden immer irgendwo extreme Fälle finden, mit denen begründet werden soll, dass hunderttausende andere Kinder auch aus dem Regelunterricht entfernt werden müssten. Die Gruppe der verhaltensauffälligen Kinder ist bei der Inklusion ohne Frage die schwierigste. Aber: Das Kind aus dem Beispiel wird sicherlich nicht dadurch ruhiger werden, dass es mit anderen verhaltensauffälligen Kindern auf eine Förderschule kommt. Auch eine solche Einrichtung wird unter Umständen nicht mit dem Kind fertig. Warum sollte eine solche Ausnahme ausreichen, um mit dem Regelfall zu brechen? Meine Erfahrung ist, dass unser Förderschulsystem sehr teuer ist. Die meisten Förderschüler gehen nahtlos in andere Sonderwelten, wie zum Beispiel Behindertenwerkstätten, oder in die Arbeitslosigkeit und nicht auf den ersten Arbeitsmarkt. Das zeugt nicht von besonderem Erfolg bei den Förderschulen.

Inklusiver Unterricht, wie er heute zum Beispiel in Niedersachsen durchgeführt wird, sieht unter anderem einen getrennten Unterricht in den Fächern Mathematik und Sprachen vor. Die Benotung behinderter Kinder erfolgt zum Teil nach einem anderen System als bei den Regelschülern. Man könnte meinen, die Form der Sonderschule werde nun einfach in

die der normalen Schule integriert, um den Anschein zu erwecken, sie sei nicht mehr da.

Inklusion bedeutet gerade nicht, dass alle gleichbehandelt werden. Inklusiver Unterricht heißt, dass jeder mit seinen Talenten angenommen wird. Wieso glauben wir denn, dass jedes Kind gleich schnell lernen muss? Warum können die, die mehr Zeit brauchen, diese nicht auch bekommen? Teilhabe kann man nicht theoretisch lernen, man muss sie erfahren. Durch die getrennten Schulen lernen Menschen ohne Behinderung hierzulande nicht, mit Menschen mit Behinderung umzugehen. Die Trennung gibt es oft schon im Kindergarten. Da werden hörbehinderte Kinder mit sogenannten geistig behinderten Kindern zusammen betreut. Was hat die eine Behinderung mit der anderen gemeinsam? Was hat ein körperbehindertes Kind mit einem Autisten eher gemein als ein nicht behindertes Kind? Wir trennen Menschen willkürlich voneinander. Daraus entstehen Ängste, die letztendlich zum Beispiel bei Kindern mit Down-Syndrom dazu führen, dass sie bereits vorgeburtlich aussortiert werden.

Der Pädagoge Bernd Ahrbeck sagt: „Das Erwachsenenleben ist nicht inklusiv.“ Bereiten inklusive Schulen behinderte Kinder adäquat auf die Berufswelt vor?

Er will die Kinder rauswerfen aus dem Regelschulsystem und begründet das mit keinerlei Studien. Ich akzeptiere das nicht. Ich glaube, dass das nicht-inklusive Erwachsenenleben eine Konsequenz des Aussortierens ist. Es gibt immer Menschen, die gehänselt werden – vielleicht

weil sie dicker sind, unспортlicher oder Sonstiges. Deshalb entstehen aber keine Sonderschulen für dicke Kinder. Wenn wir die Schüler trennen, werden sie nie erfahren, dass sie unterschiedlich sind.

Ahrbeck nennt die volle Umsetzung von Inklusion eine „radikale institutionelle Entdifferenzierung“. Gleichmacherei mit anderen Worten. Soll Ungleiches zwanghaft gleichgemacht werden?

Inklusion ist genau das Gegenteil. Nehmen Sie einmal an, Sie haben vier Autisten, die nicht sprechen, in einer Klasse. Herr Ahrbeck nimmt von denen dann an, dass sie schneller sprechen lernen,

bedarf erhöht – allein im Bereich sogenannte geistige Behinderung in den letzten 15 Jahren um 50 Prozent. Es werden also immer mehr Kinder und Jugendliche in dieses Förderschulsystem transportiert. Die Landesregierungen hätten längst aktiv werden müssen. Seit 2008 wusste durch die Behindertenrechtskonvention jeder, was auf diese Gesellschaft zukommt. Ab dem Zeitpunkt hätte das Lehramts-Studium den inklusiven Unterricht zum Inhalt haben müssen. Ich habe manchmal das Gefühl, man will das gar nicht. Da werden lieber Förderschulen erweitert, statt Geld in behindertenge-

Wir produzieren an den Förderschulen zum Teil lebenslange Unterhaltsempfänger. Wer von dort kommt, landet oft in Einrichtungen außerhalb des ersten Arbeitsmarktes. Inklusion refinanziert sich durch höhere Lernerfolge und damit verbunden durch Erfolge im Beruf und mehr Selbstbestimmung. Deshalb müssen wir sie nach und nach auflösen.

Was hat Sie selbst trotz aller Gegenargumente zum Verfechter der Bildungsinklusion werden lassen?

Zum einen habe ich inklusive Schulen im In- und Ausland besucht und gesehen, dass es geht und gut für alle Schüler



Foto: Renate Blanke

„Wer Inklusion nicht will, der sucht nach Begründungen. Wer sie will, sucht nach Wegen.“

Hubert Hüppe ist bundesweit für die Belange behinderter Menschen zuständig

wenn sie unter sich sind und gemeinsam in die Schule gehen. Sprachbehinderte können demnach nur dann gut gefördert werden, wenn sie mit anderen Sprachbehinderten zusammen sind. Aggressive Kinder lernen besser mit anderen aggressiven? Das glaube ich nicht. Inklusion heißt, dass jeder Mensch individuell in seinen Talenten gefördert wird. Insbesondere bedeutet Inklusion aber auch, dass die Kinder voneinander lernen. Inklusiv Schulen beweisen, dass behinderte und nicht-behinderte Kinder sehr viel voneinander lernen, und das wird ihnen in der Förderschule verwehrt.

Der Status quo vier Jahre nach Inkrafttreten der UN-Konvention in Deutschland ist ernüchternd: Bundesweit besucht laut Bertelsmann-Stiftung nicht einmal jeder vierte bisherige Förderschüler eine Regelschule. Was läuft schief?

In meinem Heimat-Bundesland Nordrhein-Westfalen hat sich die Anzahl der Schüler und Schülerinnen mit Förder-

rechte Regelschulen zu investieren. Ich weiß nicht, ob jedes Kind inkludiert werden kann. Aber ich möchte es versuchen. Wo ist die christliche Solidarität, wenn Kindern gesagt wird: Du darfst nicht mit den anderen zusammen sein.

Das Schulsystem steht wegen der Inklusion vor immensen Herausforderungen: Bundesweit werden in den kommenden zehn Jahren 9.300 zusätzliche Lehrkräfte gebraucht. Umgerechnet bedeutet das zusätzliche Kosten von jährlich rund 660 Millionen Euro. Prominente wie der „Arche“-Gründer Bernd Siggelkow kritisieren schon jetzt die vielen Unterrichtsausfälle, zum Beispiel in Problemvierteln Berlins.

Inklusion ist nur dann finanzierbar, wenn Sie Förderschulen schließen. Wer etwas anderes sagt, ist ein Träumer. Inklusion wird in der Übergangsphase mehr kosten. Wir brauchen auch weiterhin Sonderpädagogen. Ein Prinzip der Inklusion ist, dass die Förderung dem Menschen folgt und nicht andersherum.

ist. Dann habe ich in meiner Stadt erlebt, wie eine katholische Grundschule den Eltern eines behinderten Kindes sagte, man könne es nicht nehmen, weil die Schule eine Treppe hätte. Als die Eltern sagten, das wäre kein Problem, suchte der Direktor einen anderen Grund.

Es war dann die städtische Schule, die sagte: Wir würden das Kind gerne nehmen, was müssen wir dafür tun? Meine Erfahrung ist: Wer Inklusion nicht will, der sucht nach Begründungen. Wer sie will, sucht nach Wegen. Es gibt zu viele, die herumlaufen und nach Gründen suchen.

Herr Hüppe, vielen Dank für das Gespräch! ■



pro VIDEO

Film zum Artikel online:
youtube.com/user/proMedienmagazin

Wieviel Krippe vertragen Kinder?



Jedes Kind darf ab August eine Kita besuchen. Kritiker bemängeln, dass dies den Kleinsten schaden könnte
Foto: picture alliance

Ab August haben alle Kinder ab einem Jahr das Recht auf einen Krippenplatz. Müttern soll so ein kürzerer Ausstieg aus der Berufswelt ermöglicht werden. Aber welche Auswirkungen hat dies auf die Kleinkinder? Einige Wissenschaftler kritisieren die Folgen einer frühen Fremdbetreuung. | VON GENEVIÈVE HESSE

Jedes Kind in Deutschland, das mindestens ein Jahr alt ist, hat ab August das Recht darauf, in einer Kindertagesstätte betreut zu werden. Nicht nur Kommunen klagen über finanzielle Belastungen und Kita-Leiter über fehlendes Personal. Auch in der Wissenschaft gibt es kritische Stimmen gegen eine sehr frühe Fremdbetreuung. Eine davon ist die von Rainer Böhm, dem ärztlichen Leiter des sozialpädiatrischen Zentrums Bielefeld. Familienpolitisch sind seine Thesen brisant, das weiß Böhm. Er betont die höheren Risiken durch die Krippe für die Gesundheit der Kleinsten und bezieht sich dabei auf Forschungsergebnisse:

Bei Krippenkindern träten im Vergleich zu zuhause betreuten Kindern häufiger Infektionen (50 bis 400 Prozent häufiger), Neurodermitis (50 Prozent), Kopfschmerzen (80 Prozent) und

Adipositas (40 Prozent) auf. Eine Gruppenbetreuung könne aber auch Nutzen für Kinder unter drei Jahren bringen, räumt der Kinderneurologe ein. Sie gebe kognitive Anregungen und führe zu leichten Verbesserungen in der Schule. Diese Vorteile sieht er allerdings nur „bei familiär deprivierten Kindern“, die also familiär benachteiligt sind. Voraussetzung dafür, dass eine Betreuung in einer Kinderkrippe vorteilhaft sei, sei eine „hohe Qualität“ der Betreuung. Das ist nach Aussage des Mediziners aber in „weniger als 10 Prozent der Einrichtungen in Deutschland“ der Fall.

In vielen Ländern der Welt ist es schon länger als in Deutschland selbstverständlich, Kinder sehr früh in Fremdbetreuung zu geben. US-Forscher können deswegen schon jetzt Schlüsse über die Effekte der frühkindlichen Betreuung auf die see-

lische Gesundheit ziehen. Jenet Jacob, Professorin an der Brigham Young University in den USA, hat die Ergebnisse von 15 Studien zu diesem Thema zusammengefasst: „Umfangreiche außerfamiliäre Tagesbetreuung ist für das gesamte frühe Kindesalter mit geringer Sozialkompetenz und Kooperationsfähigkeit, vermehrtem Problemverhalten, schlechterer Stimmungslage sowie aggressivem und konflikthaftem Verhalten verbunden“.

Zu ähnlichen Ergebnissen kam die Untersuchung z-proso der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, für die 1.225 Kinder zum Zeitpunkt ihrer Einschulung und deren Eltern befragt wurden. Die Forscher erkannten einen Zusammenhang zwischen dem zeitlichen Umfang der außerfamiliären Gruppenbetreuung und Verhaltensauffälligkeiten wie zum Beispiel Aggression, Hyperaktivität, Angst und Depression sowie Lügen, Stehlen oder erheblichem Widerstand.

Eine Gruppe holländischer Forscher kam zu dem Ergebnis, dass bei Kindern, die zu Hause sind, das Stresshormon Cortisol im Laufe eines Tages zurückgeht. Werden Kinder aber in einer außerhäuslichen Gruppe betreut, dann steigen die Werte an. Am stärksten sei dies bei Kindern von zwei bis drei Jahren der Fall. Bei Kindern ab fünf Jahren sei kaum noch ein Anstieg zu bemerken. Krippengegner betonen, dass ein chronischer, hoher Cortisol-Ausstoß in früher Kindheit zur Schädigung von Gehirnteilen und zu weiteren gesundheitlichen Problemen führen könne.

Krippen als volkswirtschaftlicher Gewinn?

Mediziner Böhm kritisiert: „Das Problem der meisten Krippenbefürworter ist, dass sie über keine kindermedizinische Kompetenz verfügen und Kindergesundheit in ihren Zielkatalogen überhaupt nicht vorkommt.“ Häufig ständen andere Ziele, wie zum Beispiel ökonomische Aspekte, im Zentrum.

Wie Christina Anger, Diplomvolkswirtin am Institut der deutschen Wirtschaft in Köln, sagt, belegten Studien, dass ein „Ausbau der frühkindlichen Bildung insbesondere die Startchancengerechtigkeit der Kinder“ verbessere. Bei Kindern aus bildungsfernen Schichten oder bei Kindern von Alleinerziehenden

seien die positiven Effekte am stärksten. Zum anderen förderten Krippen die Erwerbstätigkeit der Frauen. Außerdem komme die doppelte Erwerbstätigkeit der Eltern den Kindern zugute, indem sie das Risiko der Kinderarmut vermindere.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt eine Studie, die die Bertelsmann-Stiftung im Jahr 2008 durchführte. Sie untersuchte die Geburtsjahrgänge 1990 bis 1995. 16 Prozent dieser Kinder besuchten eine Krippe, die meisten allerdings erst im Alter von zwei Jahren. Das Fazit der Untersuchung lautet: „Für den Durchschnitt der Kinder erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, ein Gymnasium zu besuchen, von 36 auf rund 50 Prozent, wenn sie eine Krippe besucht haben.“ Nicht der Krippenbesuch, sondern die Bildung der Eltern habe jedoch den größten Einfluss auf den in der Sekundarstufe I besuchten Schultyp.

Kinder lernen früh Vertrauen

Die ersten drei Lebensjahre gelten in der Bindungsforschung als die entscheidende Zeit für die psychische Entwicklung des Kindes. Der britische Kinderpsychiater John Bowlby (1907-1990), der Mitte des 20. Jahrhunderts die Bindungstheorie entwickelte, war überzeugt davon, dass die im Kleinkindalter erlebte Interaktion mit den Bezugspersonen, meistens der Mutter, Beziehungen im späteren Leben ganz wesentlich prägt. Bowlby unterscheidet vier Phasen in der Bindungsentwicklung eines Kleinkindes: Eine Vorphase, die etwa die ersten sechs Wochen im Leben eines Säuglings umfasst, eine Phase des Bindungsbeginns von der sechsten Lebenswoche bis zum sechsten bis achten Monat und eine Phase der eigentlichen Bindung bis zum Ende des zweiten Lebensjahres. Ab einem Alter von zwei bis drei Jahren komme das Kind in eine vierte Phase, in der es sich Stück für Stück von seinen Bezugspersonen löse. In dieser Zeit brauche es immer wieder eine Rückkehrmöglichkeit zur vertrauten Person, um sich abzusichern, dass es gut geschützt ist, und sich weiter in die Welt hinaus trauen kann. Ob positiv oder negativ – die Bindungserfahrungen in diesen Phasen wirken sich laut Bowlby besonders stark auf die spätere psychische Entwicklung und auf die seelische Gesundheit aus. Er schätzte, dass der Zeitraum zwischen dem 7. und dem 24. Lebensmonat für die Entstehung von Bindungsstörungen besonders anfällig ist. In anderen Worten: Die Trennung von der Bindungsperson sollte im Idealfall nicht in diese Zeit fallen.

Manche Anhänger der Bindungstheorie vermuten sogar, dass frühkindliche Bindungserlebnisse die Beziehung zum Glauben prägen können. „Wenn ein kleiner Mensch sicher aufwächst, und nur graduell und altersgemäß mit der Außenwelt konfrontiert wird, dann bekommt er dadurch auch die Möglichkeit, die menschlichen, großzügigen und empathischen Seiten seines Gehirns gut zu entwickeln“, sagt die schwedische emeritierte Professorin für Neurowissenschaften Annica Dahlström. „Er erlebt den Zugang zu etwas anderem als der materiellen Welt. Die Erfahrung, dass ich Teil einer größeren Einheit bin.“

Als „Bodenpersonal“ einer fortwährenden Schöpfung definiert der deutsche Professor für Neurobiologie Ralph Dawirs, Forschungsleiter der Kinder- und Jugendabteilung für Psychische Gesundheit am Universitätsklinikum Erlangen, die Eltern: „Sie haben die Macht, die Freiheit und die Verantwortung, die Räume mitzustrukturieren, in denen das Kind sich entwickelt.“ Das Urvertrauen entwickle sich in der Stillphase. Sie sei

„Familie ist der Lernort für Vertrauen“

Der ehemalige Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung, Norbert Blüm, erhielt den Matejcek-Preis 2013 für sein Engagement für die Bedürfnisse von Kindern.

pro: Sie haben einen Preis vom Familiennetzwerk erhalten, das für seine heftige Kritik gegen den aktuellen Kita-Ausbau in Deutschland bekannt ist. Gehören Sie jetzt auch zu den Kita-Gegnern?

Norbert Blüm: Ich bin doch nicht dafür, Kitas abzuschaffen! Aber ich finde es falsch, Kitas als eine allgemeine Rettung zu betrachten und zum einzigen Modell zu machen. Denn das wäre die Verstaatlichung der Familie. Ich bin nicht für ein Verbot, sondern für ein Angebot. Wenn jemand Hilfe durch die Kita braucht, dann soll sie da sein wie ein Rettungsboot. Wichtig ist: Kitas können Mütter und Väter nicht ersetzen. Sie sollten die Eltern auch nicht zurückdrängen. Ich bin kein Rigorist, das Leben hat immer verschiedene Fälle.

Hätten Sie diese Meinung auch vor Ihrer Rente vertreten?

Aber sicher. Ich habe die Kindererziehungszeiten in der Rente eingeführt. Die Arbeit der Mutter zu Hause ist genau so wichtig wie diejenige des Papas am Fließband.

Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen einer guten Familienbindung und dem späteren Glauben?

Glaube ist das, was ich nicht weiß und aus Vertrauen entsteht. Ein glückliches Leben kann nicht ohne Vertrauen gelingen. Das Vertrauen eines Menschen entsteht in der Familie, das ist der Lernort für Vertrauen.



Norbert Blüm ist nicht gegen Kitas. Diese als „alleinige Rettung“ zu betrachten, hält er aber für falsch

Und auch der Lernort für Glaube?

Ja, denn Glaube kommt auch aus Vertrauen, also aus derselben Quelle.

Wird ein Mensch mit guter Familienbindung es später leichter haben, gläubig zu sein?

Das kann ich nicht sagen, das sind Einzelschicksale, das ist Gnade. Sicher ist: Die Familie ist eine Glaubenshilfe. Aber trotz Familie gibt es viele Ungläubige. Die Familie ist der Ort, um zu lernen, offen zu sein für Horizonte, die jenseits des Berechenbaren sind. Zum Beispiel, wenn eine schwierige Situation im Miteinander entsteht, oder wenn man Liebesprobleme überwinden soll.

Also eher für menschliche, nicht für religiöse Fragen?

Wenn ich als Kind krank bin und erlebe, dass Mutter und Vater da sind, dann ist es eine erste Erfahrung von Transzendenz. Ich erfahre, dass ich nicht alles allein machen kann und muss.

Und später ist Gott statt Papa und Mama für mich da?

Ja, aber nicht nur für schlechte, auch für gute Erfahrungen, die dadurch gesteigert werden. Das sind jetzt keine Rezepte wie Kochrezepte. Denn alle Familienanstrengungen sind gefährdet. Ich kann auch verlieren. Ich kann auch mit guter Mutter und gutem Vater im Gefängnis landen. Aber eine Welt ohne Mutter und Vater – das ist ein Gefängnis, ganz sicher. ■

die Basis für soziales Vertrauen. Die Zuversicht eines Menschen basiere auf der emotionalen Sicherheit, „es wird schon gut gehen. Und wenn nicht, dann helfen mir Mama und Papa“. Diese Zuversicht könnten Menschen über ihr Leben hinaus transportieren und deshalb Risiken eingehen. „Wurde jemand durch eine unsichere Bindung früh enttäuscht, dann kann er anderen nur schwer vertrauen. Es ist eine erlernte Hoffnungslosigkeit, eine Vorstufe der Depression. Vertraut er aber dem Bodenpersonal, dann kann er eher Gott vertrauen“, schreibt Dawirs.

Wenn es tatsächlich so ist, dass so viele Weichen in den ersten Lebensmonaten gestellt werden, dann ist es nicht verwunderlich, dass dieses Thema so heiß diskutiert wird. Denn was sollen Mütter tun, wenn sie zum Lebensunterhalt ihrer Familie Geld verdienen wollen oder müssen – aber keine geeigneten Betreuungsformen finden? Und wenn die Wirtschaft aufgrund des Fachkräftemangels die Berufstätigkeit der Frauen immer stärker verlangt? Angesichts solcher Fragen werden die Bindungsbedürfnisse der Kleinsten leicht übersehen.

Der Kinderneurologe Rainer Böhm erwartet einen Wandel in der Wahrnehmung: „Die Wirtschaft erkennt gerade, dass Burn-Out und Depression unter Arbeitnehmern immer häufiger auftritt. Wenn ihr klar wird, dass eine sichere und nicht vorzeitig unterbrochene Eltern-Kind-Bindung in der frühen Kindheit spä-

ter eine stabilere Stressverarbeitung und eine höhere Leistungsfähigkeit verleiht, dann wird sie auch den Schutz der Kleinsten in den Vordergrund rücken.“

Auch der Göttinger Hirnforscher Gerald Hüther gehört zu den Krippen-Skeptikern. „Gerade bei Kleinkindern ist eine enge Bindung wichtig, um zu wachsen, zu lernen, um frei und autonom werden zu können“, sagte er in einem Interview in der Tageszeitung Die Welt. In Krippengruppen mit 14 Kindern und zwei Erziehern, die womöglich noch wechselten, könne das nicht geleistet werden. Es zahle sich langfristig immer aus, wenn man Zeit in die Kinder investiere, vor allem dann, wenn sie klein seien. Später habe man mit größeren Kindern weniger Probleme und mehr Freiraum für den Beruf, wenn man in der frühen Kindheit eine feste Bindung aufgebaut habe.

Befürworter und Gegner einer frühkindlichen Betreuung haben gute Gründe für ihre Positionen. Es ist schwierig, den Beweis anzutreten, ob sich mangelnde individuelle Vorsorge am Lebensanfang negativ auf das ganze Leben auswirkt. Denn deren Einfluss auf die seelische Gesundheit eines Menschen lässt sich von anderen Faktoren kaum trennen. Die meisten Experten äußern sich dazu vorsichtig. Noch liegt nicht genügend Forschungsmaterial vor, um fundierte Aussagen treffen zu können. ■



Sind Lurche wichtiger als Christen?

Die Berichte der Reporter sind erschütternd: Christenverfolgungen im arabischen Raum, aber auch in Asien nehmen dramatisch zu. Immer brutaler werden Christen drangsaliert, enteignet, gefoltert, umgebracht. Vor allem aus Pakistan, Nordkorea, China, Vietnam, Nigeria, Indonesien und Syrien kommen bittere Nachrichten. | VON WOLFRAM WEIMER

Foto: wawritto, fotolia

In Syrien sind seit Ausbruch des Bürgerkriegs mehrere Hunderttausend von rund 2,3 Millionen Christen auf der Flucht. Die armenische Kirche im Iran ist um zwei Drittel ihrer Mitglieder geschrumpft. Und in Nordkorea kommt man in ein Arbeitslager, wenn man im Besitz einer Bibel ist. Tausende von Christen sind unter grausamen Bedingungen interniert.

Die gesamte Kulturgrenze zwischen dem muslimischen Norden Afrikas und dem eher christlichen Süden wird immer blutiger. Der Krieg in Mali ist nur ein kleiner Brennpunkt im Band der Gewalt, das sich von Somalia im Osten bis in den Senegal im Westen erstreckt. Dauerterror herrscht mittlerweile in Nigeria. Dort werden Menschen täglich von der islamistischen Terrorbande Boko Haram gejagt, verfolgt und getötet, nur weil sie Christen sind.

Nun ist auch die Zentralafrikanische Republik betroffen. Dort sickern islamistische Kämpfer aus dem Tschad und Sudan ein und terrorisieren die christliche Bevölkerung. Missionsstationen und Kirchen werden von den Milizen geplündert, zerstört oder gebrandschatzt. Es kommt zu Morden und Vergewaltigungen. Der letzte Pfarrer der Kathedrale von Bangui ist vertrieben.

Erschütternd ist das schiere Ausmaß der Christenverfolgungen. Etwa 100.000 Christen werden jedes Jahr wegen ihres Glaubens getötet. Diese Zahl nannte der Ständige Vertreter des Vatikans beim Büro der Vereinten Nationen, Silvano Maria Tomasi, jetzt vor einer UN-Sitzung in Genf. Das Missionswerk Kirche in Not, deren Zahlen in diesem Zusammenhang am häufigsten zitiert werden, geht von 130.000 bis sogar 170.000 Märtyrern pro Jahr aus. Auch der Beauftragte für Diskriminierung bei der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE), Massimo Introvigne, gab bekannt, dass weltweit jährlich um die 100.000 Christen ermordet werden.

Der Schrei der Gequälten reicht inzwischen über den halben Erdball. Millionen von Christen leben in Angst. Doch kümmert sich irgendwer darum? In Europa nimmt man die Massengrausamkeit mit blasierter Gleichgültigkeit hin, als ginge es um irgendeinen Wind in der Südsee. Der alte Kontinent wendet sich lieber dem nächsten Supermodel, den Formel-1-Rennen oder dem Sommerurlaub zu. Jede mitfühlende Kultur würde trauern, beten, helfen. Jede stolze Kultur würde protestieren und Widerstand leisten. Jede starke Kultur würde eingreifen und schützen. Was macht Europa – gar nichts!

Bei uns hilft und beschützt man nur Bäume, Wale, das Klima und Lurche. Protestiert wird bestenfalls bei Bahnneubauten in Stuttgart oder wenn die Gehaltserhöhung nicht vier, sondern nur drei Prozent beträgt. Uns scheinen freilaufende Öko-Hühner wichtiger als millionenfache Frauenversklavungen. Wo ist das Mitleid hin? Wo kämpft die Frauenbewegung gegen massenhafte Gewalt und Entmündigung von Frauen im arabischen Raum? Deutschland diskutiert lieber über die Frauenquote und im Gefolge eines irrwitzigen Gender Mainstreamings sogar, ob man nicht die Herrentoilette abschaffen sollte. Wo bleibt das Herz, das wir für Tiere scheinbar immer haben, wenn es um Menschen geht? Menschen unseres Glaubens zumal. Doch selbst, wenn man kein Gläubiger ist: 100.000 getötete Christen pro Jahr sind historisches Unrecht, vielleicht der größte Skandal der Gegenwart.

Das himmelschreiende Leid der Christen wird buchstäblich totgeschwiegen. Man will offenbar den Islamismus „nicht provozieren“ – und sei es um den Preis der Selbstverleugnung. Der linke Bertolt Brecht war da im Angesicht von Totalitarismen klarsichtiger: „Wenn Unrecht zu Recht wird, wird Widerstand zur Pflicht.“ ■



Die 43-jährige Esther muss ihre sechs Kinder allein erziehen

„Ich habe ihnen vergeben“

Esther und Damaris aus Nigeria verbindet eine schreckliche Erfahrung: Islamisten haben ihre Ehemänner getötet, weil diese Christen waren. Trauer, Armut und Einsamkeit folgten. Wie gehen die Frauen mit ihrem Leid um? | VON NICOLAI FRANZ

In der nigerianischen Stadt hatten sie schon davor gewarnt. Es ist etwas im Gange. Es gibt Unruhen. Hinter Damaris' Ehemann liegt am 8. März 2010 dennoch ein normaler Arbeitstag. Er möchte nach Hause. Heute hilft der Christ einem blinden Mann, der auf ein Taxi wartet, das ihn nach Hause bringen soll. Er beschließt, den Blinden zu Fuß nach Hause zu begleiten. Auf dem Weg treffen sie auf Anhänger der islamistischen Sekte, die schon seit langem Angst und Schrecken verbreiten: Boko Haram. Die Männer stoßen den Blinden in den Graben, Damaris' Mann treten sie so lange mit Füßen, bis er sich nicht mehr bewegt. Als Soldaten eintreffen, ist schon alles vorbei. Sie bringen den schwer Verletzten in die Klinik. „Ich wollte unbedingt zu ihm, aber sie erlaubten es mir nicht“, sagt Damaris heute. Ihr Mann erliegt nach einigen Stunden seinen schweren Verletzungen.

„Um uns herum wohnen nur Muslime“

1992 haben sie geheiratet, da war Damaris 22 Jahre alt. Sie hat die Schule nicht abgeschlossen, weil ihre Eltern die Gebühren nicht mehr bezahlen konnten. Ihr

Mann war es, der ihr nach der Hochzeit die Ausbildung zur Lehrerin finanzierte. Heute unterrichtet Damaris an einer christlichen Privatschule. Aber ihr Gehalt reicht nicht aus, um ihre vier Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen im Alter von acht bis 22 Jahren, zu ernähren. Sie möchte lieber an eine öffentliche Schule, da ist die Bezahlung besser.

Damaris erzählt ihre Geschichte in einem Hotelzimmer in Kassel. Neben ihr sitzt Esther. Auch ihr Mann wurde von Anhängern der Boko Haram umgebracht. „In unserem Bezirk gibt es nur sehr wenige Christen. Um uns herum wohnen nur Muslime.“ An einem Dienstagmorgen im Januar 2010 fällt Boko Haram über die Christen in ihrem Bezirk her. Sie zünden Häuser an, bevor die nigerianischen Sicherheitskräfte eintreffen konnten. Auch das Haus ihrer Schwiegereltern brennt. Esthers Ehemann stürzt los, um beim Löschen zu helfen. „Er wusste nicht, dass einer von Boko Haram sich dort versteckt hatte.“ Als der Mann ihn sieht, schießt er ihn an und ergriff die Flucht. Esthers Ehemann fiel hin und versuchte mit letzter Kraft, herauszukriechen – schaffte es aber nicht. Erst der Nachbar der Familie fand ihn und brachte ihn ins Kranken-

haus. „Er konnte nicht sofort behandelt werden, weil der Arzt mit einem anderen Patienten beschäftigt war.“ Esther hat furchtbare Erinnerungen an diese Momente. Sie war die ganze Zeit bei ihm. „Er sagte zu mir, dass er sterben würde. Ich sagte: Nein.“ Esther kämpft mit den Tränen. „Er sagte, dass er mit seinen Schmerzen nicht überleben könne.“ Sie wollte es nicht wahrhaben. Doch als der Arzt fertig war und sich um ihren Mann kümmern wollte, war er bereits verblutet.

„Ich habe jeden Tag geweint“

Ihr trauriges Schicksal verbindet die Frauen, die beide 1970 geboren wurden. Wenn in Afrika eine Mutter ihren Mann verliert, ist meist bittere Armut die Folge. Das gilt auch für Esther. „Ich fragte: Gott, wenn du mich liebst, warum lässt du das zu? Ich habe keine Eltern, mein Ehemann war der Erstgeborene. Und ich habe sechs Kinder!“ Sechs Kinder, die essen wollen, die Kleidung und Schulgeld brauchen. „Ich habe jeden Tag geweint. Fast ein ganzes Jahr lang.“ Damaris geht es ähnlich. „Ich hatte so viele Fragen. Es gab aber keine Antwort.“ Sie schaut nach unten. „Keine Antwort.“



Fotos: Open Doors

„Ich hatte viele Fragen an Gott und viel Bitterkeit in meinem Herzen“, sagt Damaris

In einer Nacht hatte sie einen Traum. „Ich sah Pastor John Kanda, der sagte: Damaris, warum bist du besorgt? Warum bist du traurig? Warum sorgst du dich darum, wie es morgen werden wird mit dir und deinen Kindern? Hast du Gott vergessen?“ Damaris seufzt laut. „Als ich aufwachte, wusste ich, dass Gott zu mir gesprochen hatte, um mein Leben zu berühren. Vielleicht hat er es wegen eines bestimmten Ziels zugelassen. Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, dass es Gott nicht egal ist.“

Esther war zunächst auf sich allein gestellt. Die Werkstatt ihres Mannes, der Mechaniker war, war bei den Unruhen abgebrannt. Der Familie fehlte es am Nötigsten. „Es gab eine Zeit, in der ich keinen Krümel Essen im Haus hatte. Meine Kinder fragten mich, was sie essen sollten.“ Verzweifelt beschloss sie, bei den Nachbarn um Essen zu bitten, damit sie ihren Kindern wenigstens etwas geben konnte. Doch bevor das geschah, bekam sie Besuch von Mitarbeitern der Organisation Open-Doors. Das christliche Werk setzt sich international für verfolgte Christen ein. Sie brachten der armen christlichen Familie Essen, Kleidung und Geld. „An diesem Tag habe ich geweint“, sagt Esther. Sie rieten ihr, in ein sicheres Haus außerhalb der Stadt zu ziehen. Auch dafür sorgte das Hilfswerk.

„Im Dschihad gibt es keinen Frieden“

Fällt heute der Name Boko Haram, der islamistischen Terrorgruppe, belastet

das beide Frauen sehr. Gerade am Anfang sei ihre Bitterkeit so groß gewesen, dass sie beinahe daran vergangen wären. Esther und Damaris besuchten Seminare, die sich ausschließlich an Witwen richteten. „Sie haben uns gelehrt, dass wir uns auf Gott und nicht auf die Menschen verlassen sollen. Menschen können Fehler machen, doch Gott macht niemals Fehler.“ Esther scheint vollkommen überzeugt davon zu sein. Wie kann man so etwas sagen, wenn der eigene Ehemann brutal ermordet wurde? Esther kannte diese Sätze schon von ihren Eltern. „Aber wenn du so verletzt wirst, vergisst du alle diese Ratschläge. Wegen der Schmerzen, die du in deinem Herzen hast.“ Gerade deshalb habe sie die Seminare so gebraucht. Esther und Damaris fühlten sich leer und verbittert. „Die Pastoren haben uns ermutigt, uns schöne Kleider anzuziehen und uns schön zu fühlen.“ Beide tragen bunte afrikanische Kleider. Sie wirken ernst, aber nicht verbittert, sondern dankbar. Esther und Damaris sind keine frommen Heldinnen, sondern ernsthaft Glaubende. Sie sprechen offen über ihren Schmerz, in dem sie bis jetzt keinen wirklichen Sinn sehen können. Damaris' Botschaft steht auf einem kleinen lila Button, den sie sich angesteckt hat: „Hold on to Jesus“ („Halte an Jesus fest“). Gegen die großen Schrecken ihres Lebens setzt sie ein trotziges „Dennoch“.

Die Boko Haram sorgt in ihren Herzen immer noch für Angst, aber nicht für Rachegeleüste. „Wir wollen, dass Boko Haram aufhört, Menschen zu töten“, meint

Esther. „Und dass der Herr ihre Herzen berührt, damit sie Jesus kennen lernen.“ In Esthers muslimisch dominiertem Bezirk gibt es einen Ort, an dem sich einige Islamisten Jesus Christus zugewendet haben. Wenn die Boko Haram das herausfindet, werden sie sie töten, ist sie sich sicher. Sie macht den Islam für den unbändigen Hass verantwortlich. „Im Dschihad gibt es keinen Frieden. Wenn du kein Muslim bist, töten sie dich.“ Jedes Mal, wenn wieder jemand stirbt, muss Damaris an ihr eigenes Leid denken. „Wir haben es nicht einfach.“ Esther nickt. „Nein, wir haben es nicht einfach.“ In Deutschland hat sie die Chance, auf das Leid in Nigeria aufmerksam zu machen. „Wir wissen, dass ihr für uns betet. Und wir bitten euch, mehr zu beten. Wir haben so viele Witwen und Waisen, denen es nicht gut geht. Bitte unterstützt uns.“ Einmal hat Damaris den Mörder ihres Ehemannes gesehen. Ein Stich in ihr Herz. „Ich habe in der Bibel das Vater Unser gelesen. Darin steht, dass wir vergeben müssen. Ich möchte nicht, dass sie bestraft werden. Ich möchte, dass sie ihre Sünden bekennen, weil ich ihnen vergeben habe. Das ist mein Gebet für sie.“ ■



pro VIDEO

Film zum Artikel online:
youtube.com/user/proMedienmagazin



Foto: pro

Dr. Paul Bhatti tritt für Minderheiten in Pakistan ein, obwohl dies nicht ungefährlich ist

Frieden kann kommen

Shahbaz Bhatti ahnte, dass er ermordet werden würde. Trotzdem setzte sich der pakistanische „Minister für Nationale Harmonie“ für eine wegen Gotteslästerung zum Tode verurteilte Christin ein und forderte die Abschaffung des Blasphemiegesetzes. Vor zwei Jahren erschossen ihn Terroristen, als er mit dem Auto auf dem Weg zur Arbeit war. Sein Erbe hat sein Bruder Dr. Paul Bhatti angetreten. pro hat ihn in Hamburg getroffen. | DIE FRAGEN STELLTE STEFANIE RAMSPERGER

pro: Herr Bhatti, Sie betreiben ein interreligiöses Zentrum und verantworten die Stiftung für Ihren ermordeten Bruder. Bis März 2013 waren Sie Vorsitzender der „All Pakistan Minorities Alliance“ und Minister für Nationale Harmonie. Wofür ist ein Harmonieminister zuständig?

Paul Bhatti: Das Harmonieministerium ist relativ neu in Pakistan und soll den interreligiösen Dialog vorantreiben und Beziehungen zwischen Menschen verschiedener Glaubensrichtungen fördern. In Pakistan gibt es viel Diskriminierung und Hass zwischen Menschen verschiedener Glaubensüberzeugungen. Meine Aufgabe als Harmonieminister war es, religiöse Führer, auch Hardliner, zu treffen und mit ihnen über den Hass zwischen den Gruppen zu sprechen. In Pakistan gibt es Gewalt und Terror, der durch die extremistischen Ideologien zu erklären ist. Um Frieden zu bringen, fördern wir den Dia-

log und weisen auf gemeinsame Werte wie die Würde des Menschen hin.

Nur etwa drei Millionen der 185 Millionen Pakistaner sind Christen. Einer davon sind Sie. Warum haben ausgerechnet Sie ein politisches Amt bekleidet?

Die Regierung hat mir nach der Ermordung meines Bruders angeboten, sein Erbe zu übernehmen. Er hatte sich über ein Vierteljahrhundert lang gegen religiöse Diskriminierung eingesetzt. Schon mit 14 Jahren hat er darüber nachgedacht, wie er dazu beitragen könnte, besonders Christen, aber auch andere Minderheitengruppen in der Gesellschaft zu schützen. Nach seiner Ermordung habe ich diese Aufgabe übernommen, weil es ein Anliegen ist, das weitergeführt werden musste.

Warum wurde Ihr Bruder vor zwei Jahren ermordet?

In Pakistan gibt es Menschen mit extrem radikalen Ideen. Diese Menschen

sind auch bereit, terroristische Anschläge und Gewalt gegen jeden auszuüben, der ihren Philosophien widerspricht und versucht, das Land gegen ihren Willen zu ändern. Einer ihrer Gegner war mein Bruder Shahbaz. Er war aber zusätzlich auch noch sehr beliebt, auch in der muslimischen Gemeinschaft und international. Je mehr sein Einfluss wuchs, desto stärker fühlten sich die Extremisten in die Enge getrieben. Dann fing er an, ihn zu bedrohen, viele Jahre lang ging das so. Zuletzt hat er Briefe erhalten und es gab sogar einen Zeitungsartikel, der titelte ‚Das Schicksal von Shabaz Bhatti ist besiegelt‘. Er wusste, dass sie ihn töten würden. Diese Angst hat er mehrmals ausgesprochen. Trotzdem hörte er seine Arbeit nicht auf, sondern setzte sich weiter für Minderheiten ein.

Ihr Bruder war gegen das Blasphemiegesetz. Was macht es so gefährlich für Minderheiten?

Das Problem ist, dass dieses Gesetz häufig missbraucht wird. Es besteht aus drei Teilen: Wer den Propheten Mohammed beleidigt, wird zum Tode verurteilt. Wer den Koran schändet, kommt mindestens zehn Jahre ins Gefängnis. Wer nur etwas gegen den Koran sagt, oder den Islam beleidigt, kommt auch ein paar Jahre ins Gefängnis. Häufig wird das Gesetz nach persönlichem Nutzen verwendet und die Opfer sind meist arme und unterdrückte Menschen. Wenn zwei andere sagen, eine Person hätte sich blasphemisch geäußert, genügt das schon. Wo Hass ge-

gen. Das will der Islam nicht und da gibt es Gemeinsamkeiten zu anderen Religionen. Dem stimmen die allermeisten zu und dann können wir uns ernsthaft über Änderungen, die unserem Land gut tun könnten, unterhalten. Wenn es um das Wohlergehen der Gemeinschaft geht, akzeptieren das auch die Extremisten. Und wenn man einmal im Gespräch ist, stellen viele fest, dass das Christentum eine sehr tolerante und friedvolle Religion ist. Schülern erklären wir, dass Christen nicht gegen Muslime sind, weil sie alle Menschen akzeptieren. So versuchen wir,

Sarg geweint, weil sie ihn so sehr brauchen. Da habe ich den Entschluss getroffen, nach Hause zu kommen, obwohl das alles, auch die politische Arbeit, ganz neu für mich war. Aber die Menschen haben es von mir erwartet und ich habe erkannt, dass ich Wandel in diese Gesellschaft bringen könnte. Ich glaube, Gott hat mir geholfen, das zu verstehen. Im Nachhinein bedauere ich nicht, dass ich mich darauf eingelassen habe, obwohl auch ich bedroht wurde. Ich habe so viel gewonnen: Wir haben uns für den Glauben der Minderheiten eingesetzt und schon häufig Ge-

„Sogar Kinder werden wegen Blasphemie angeklagt“

gen Christen herrscht, wird das Gesetz missbraucht. Kürzlich ist ein Mann zu Unrecht in einer größeren Stadt in Pakistan beschuldigt worden. Die ganze Gegend war nicht nur gegen ihn, sondern gegen alle Christen in seiner Nachbarschaft.

Sie sind also nicht gegen das Blasphemie-Gesetz selbst, sondern dagegen, dass es so leicht missbraucht werden kann?

Ja, wenn es das Gesetz nicht gäbe, wäre ich froh. Aber in unserer Gesellschaft wäre der Kampf für die Abschaffung des Gesetzes überhaupt nicht möglich. Der Widerstand wäre viel zu groß. In über 90 Prozent der Fälle, in denen das Gesetz angewendet wird, geschieht dies missbräuchlich und trifft Unschuldige. Manchmal werden sogar Kinder wegen Blasphemie angeklagt, so einen Fall hatte ich erst kürzlich. Deswegen sagen wir auch in Gesprächen mit den religiösen Führern: ‚Wir verstehen, dass ihr das Gesetz wollt, um euren Propheten zu schützen, aber nutzt es richtig. Wendet es nicht gegen Unschuldige an.‘

In Pakistan gibt es sehr radikale islamistische Gruppen. Was bringen Ihre Gespräche mit diesen Menschen?

Im Normalfall sind alle Gruppen offen für den Dialog. Allerdings lassen sich viele nicht überzeugen. Ein Ansatzpunkt sind aber gemeinsame Werte. Auch im Islam ist Menschlichkeit sehr wichtig. Darauf weisen wir hin und bitten sie, nicht das Töten oder den Hass zu predi-

gen. Die Spannungen zwischen den verschiedenen Gruppen zu reduzieren.

Trotzdem gibt es immer wieder Fälle, in denen Christen verfolgt werden.

Ja, aber manchmal gelingt es auch, durch den interreligiösen Dialog Anschläge zu verhindern. In einem Fall hatte sich ein Mob gegen Christen in einem bestimmten Gebiet in Pakistan gewandt und behauptet, diese würden den Islam missbrauchen. Ich habe das mitbekommen und sofort die religiösen Führer informiert. Gemeinsam ist es uns gelungen, den Mob zu stoppen. Diejenigen, die das Ganze angezettelt hatten, kamen am Ende ins Gefängnis. Das war ein sehr ermutigendes Erlebnis.

Bevor Sie nach der Ermordung Ihres Bruders wieder nach Pakistan gegangen sind, haben Sie als Chirurg in Italien gelebt und gearbeitet. Sie hatten es gut dort. Jetzt dürften auch Sie ziemlich gefährlich leben.

Ich glaube, dass Gott meine Familie und mich zurück nach Pakistan geführt hat. Eigentlich wollte ich nie zurückgehen. Ich war sehr zufrieden mit meiner Situation, mit meinem Job und mit meinem Umfeld. Mein Bruder hat mich öfter gefragt, ob ich nicht nach Pakistan zurückkommen würde, und ich habe nur gelacht und gedacht: Das wäre, als ob ich vom Himmel in die Hölle gehen würde. Aber zu seiner Beerdigung bin ich natürlich nach Pakistan gefahren und da habe ich das erste Mal verstanden, wie wichtig Shabaz für all diese Menschen war. Sie haben über seinem

walt verhindert. Wir haben den interreligiösen Dialog vorangetrieben und ich habe viele muslimische Freunde gewonnen. Ich konnte mit Extremisten reden. Ich habe gesehen, dass Friede kommen kann.

Trotzdem muss es schwer gewesen sein, in eine Gesellschaft zurückzugehen, die letztlich am Tod Ihres Bruders schuld war. Wie konnten Sie vergeben?

Wenn man es aus eigennütziger Perspektive betrachtet, ist es schwer. Und es liegt in der Natur des Menschen, Rache zu wollen. Aber es gibt verschiedene Wege der Rache: Einer ist Vergeltung. Mein Weg ist ein anderer: Ich setze mich mit der Ideologie der Islamisten auseinander, um Frieden zu bringen.

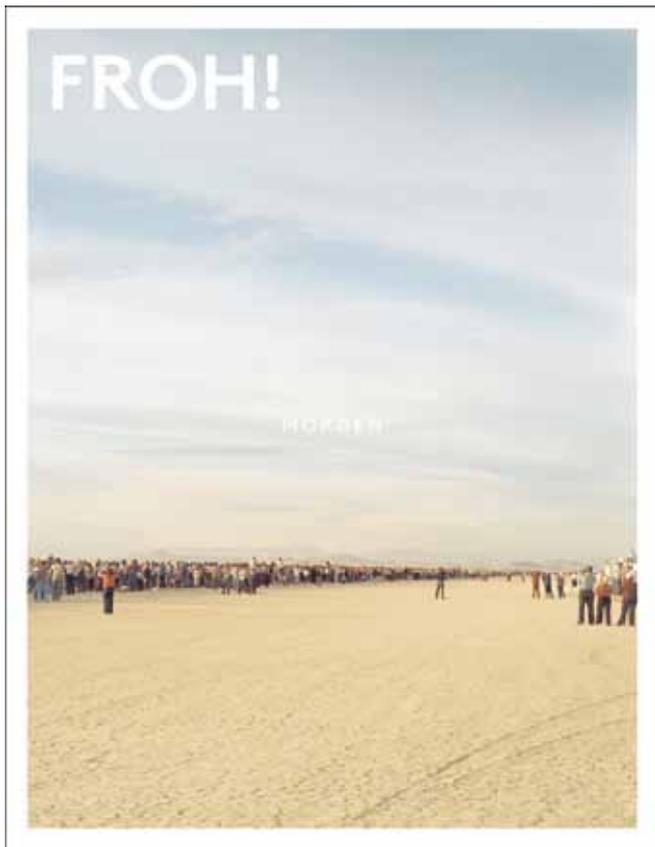
Haben Sie einen Traum für die Christen in Pakistan?

Ich habe den Traum, dass Jesus Christus durch unsere Gebete und durch unseren Einsatz Frieden bringen wird. Und dass die verschiedenen religiösen Gruppen lernen, voneinander zu profitieren, und dass die Gefahr, die Gewalt und der Terrorismus aufhören. Ja, mein größter Traum ist es, Pakistan als ein friedvolles Land zu erleben. ■



pro VIDEO

Film zum Artikel online:
youtube.com/user/proMedienmagazin



Glaube zwischen den Zeilen

Welche Werte zählen im Leben? Dieser Frage möchte das Magazin FROH! auf den Grund gehen. Die Macher sind Christen. Ihr Glaube kommt im Heft aber nicht direkt zur Sprache. pro fragt, warum. | **VON JONATHAN STEINERT**

Wenn vier Männer auf einer Autobahnraststätte zwischen Trucks und PKW oder auf dem Fußboden der Empore einer lichtdurchfluteten Kirche sitzen und über bunte Karteikarten gebeugt diskutieren, dann entsteht dort vielleicht gerade eine neue Ausgabe des Magazins FROH!. Die vier sind Verleger Michael Schmidt, Herausgeber Dirk Brall, Chefredakteur Sebastian Pranz und Art-Direktor Klaus Neuburg. Mittlerweile sind neun Ausgaben erschienen, aktuell kommt es ein Mal im Jahr heraus. Eigentlich sollte es nur ein einziges Heft geben, 2008 in der Weihnachtszeit als Beigabe für eine Veranstaltungsreihe des christlichen Vereins „Motoki-Kollektiv“ aus Köln. Mit diesem Projekt hatte sich die Gruppe für den Missionspreis des Vereins „Andere Zeiten“ beworben und 30.000 Euro gewonnen.

Schmidt und Pranz sitzen auf einer dunkelbraunen Ledercouch in einem Raum, der an eine Fabrikhalle erinnert. Eingrichtet ist er wie eine Lounge – Sitzgruppen mit Sesseln und Sofas, auf niedrigen Holztischchen stehen Blumen in schmalen Glasvasen. In einer Ecke, wo der Putz die roten Ziegel der Mauer freigibt, ist eine Bühne. Hinter dem Tresen stehen Kaffeemaschine und Kühlschrank. Es gibt Holunderlimonade und Kaffee, die Milch ist bio. Tageslicht erhellt den Raum durch die meterhohen Fenster. Ein Tischler habe hier einst seine Möbel ausgestellt, später sei es eine Spielothek gewesen, erzählen die

beiden. Jetzt hat hier das „Motoki-Kollektiv“, das auch ihre Gemeinde ist, sein „Wohnzimmer“ und die FROH!-Macher ihre Arbeitsplätze.

Als missionarisch verstehen Schmidt und sein Team das Magazin nicht. „Wir beschäftigen uns sehr viel damit, wie wir Glaube kommunizieren und leben wollen“, sagt er. Glaube ist für ihn ein Lebensstil, der davon geprägt ist, Standpunkte und Sichtweisen zu verschiedenen Fragen des Lebens, der Gesellschaft und auch der Bibel zu suchen und kennenzulernen. Das ist auch das Prinzip von FROH!: Jedes Heft hat nur ein einziges Thema. Die einzelnen Beiträge berichten nicht nur über Aspekte davon, sondern das Heft als Ganzes soll eine facettenreiche, tiefgründige Auseinandersetzung damit sein.

Es ist den Machern wichtig, selbst in das jeweilige Thema einzusteigen und es dann auch umfassend rüberzubringen. Deshalb machen sie ihre ersten kreativen Sitzungen in einer Umgebung, die etwas mit dem Motto des Heftes zu tun hat, zum Beispiel auf einer Raststätte bei der Ausgabe „Unterwegs“. Außerdem gibt es Release-Partys, die themenspezifisch gestaltet werden: Bei „Spiel“ konnten die Gäste Indoor-Golf und Tischtennis spielen. „Wir versuchen, ein Erlebnis zu schaffen, in das der Leser eintauchen kann, und in das wir als Redaktion mit eintauchen“, sagt Chefredakteur Pranz.

Ein postmodernes Heft

Die christliche Perspektive soll dabei eine Stimme im Diskurs sein. „Das sind Positionen, die mir wichtig sind und die ich als Publizist vertreten haben möchte. Aber ich will sie niemandem aufzwingen, sie sollen ein Angebot sein. Ich selbst empfinde es als unangenehm, wenn mir jemand in persönlichen Lebensfragen zu nahe tritt.“ Im Heft „Wenden“ erschien eine Predigt von Christian Führer, der zur Wendezeit Pfarrer an der Leipziger Nikolai-Kirche in der damaligen DDR war. In „Spiel“ schrieb der katholische Theologe Hans Küng über Weltethos. Das lesen auch FROH!-Fans aus der Öko-Bewegung oder Designer, die sich in keinem anderen Kontext eine Predigt angehört hätten, meint Verleger Schmidt.



Christliche Werte gewinnen wieder mehr an Bedeutung, beobachtet Chefredakteur Sebastian Pranz

Er erklärt sich „den Respekt, den FROH! genießt“, durch diese differenzierte Herangehensweise: nicht plakativ oder provokativ, sondern ein Heft, das als Ganzes wirke. Menschen, die die Gesellschaft gestalten, wollten kein Medium haben, das ihnen vorschreibt, was sie tun sollen, sagt Schmidt: „In unserer reflektierenden, analytischen Kultur tun sich Menschen schwer mit klaren Ansagen.“ Sie möchten eher auf ihrer Suche begleitet werden und mögliche Standpunkte dabei kennenlernen. FROH! will damit dem Denken der postmodernen Gesellschaft entgegenkommen. „Wir wollen nicht explizit sagen, der Glaube ist die Lösung, weil wir es ja selbst nicht hundertprozentig wissen. Für uns persönlich ergibt vieles am christlichen Glauben Sinn, vor allem in Bezug auf die konkreten Auswirkungen auf unseren Alltag. Aber viel spannender finde ich für unsere Leser, überhaupt erst einmal in diese Tiefe zu kommen, wo man reflektiert und sagt: ‚Mein Leben ist mehr‘.“

Die Werte, die mit dem christlichen Glauben verbunden sind, ins Heft zu bringen, ist den FROH!-Machern wichtig. „Werte haben heute eine große gesellschaftliche Relevanz. Es gibt ein neues Bewusstsein für die Frage ‚Was bringt mir Sinn?‘“, beobachtet Chefredakteur Pranz. Kirchen hätten als „Wertespeicher“ einen großen Schatz anzubieten. FROH! ist aber an keine Konfession gebunden. Im Beirat sitzen unter anderen Katrin Göring-Eckardt, Präses der EKD-Synode, und der Benediktinermönch und Abt Stephan Schröer. „Die Katholiken denken, FROH! wäre katholisch, die Protestanten denken, es wäre

evangelisch, und die Kreativen denken, wir wären ein Designer-Magazin“, sagt Schmidt. „Alle haben recht“, ergänzt Pranz.

Hoffnungs-FROH!

Die christliche Haltung der Menschen hinter FROH! soll auch im Namen des Magazins zum Ausdruck kommen. „Froh zu sein bedeutet mehr als glücklich zu sein“, sagt Schmidt. Im Gegensatz zu den „oft zynischen distanzierten Feuilletons“ wolle FROH! den Blick auf die guten Dinge lenken, die begeistern und motivieren. Das hänge mit dem christlichen Weltbild der Publizisten zusammen: „Dass wir an etwas Gutes glauben, ermöglicht uns erst, so eine Sichtweise einzunehmen“. Auch mit trostlosen Themen wie dem Tod oder Armut und Flüchtlin-



FROH!-Verleger Michael Schmidt möchte mit seinen Lesern tiefsinnig über das Leben nachdenken

gen könne sich ein Heft, das FROH! heißt, beschäftigen. Denn Hoffnung und Zuversicht, die auch in dem Wort stecken, sähen daran nicht nur „den morbiden Aspekt“, sondern die Seiten, die die Kraft des Lebens ausmachen.

50 Cent pro verkauftem Heft gehen an ein gemeinnütziges Projekt, das zum jeweiligen Thema passt. Mit der Ausgabe „Morgen“ beispielsweise unterstützt FROH! die Organisation „Habitat for Humanity“, die Häuser für Menschen in Not baut. Werbung gibt es in der Zeitschrift nicht. Der Leser soll nicht abgelenkt werden. Deshalb ist es auch kein Online-Magazin geworden, denn im Internet seien Inhalte flüchtig und konkurrierten durch Links, E-Mails und aufpoppende Fenster miteinander. Zehn Euro kostet ein Heft. Das decke die Kosten für Produktion und Vertrieb trotzdem nicht, sagt Schmidt. Die Macher und Autoren arbeiten ehrenamtlich an FROH!. Sie sehen es als Geschenk an den Leser, weil sie sich selbst durch die Arbeit am Heft beschenkt fühlen. ■



pro VIDEO

Film zum Artikel online:
youtube.com/user/proMedienmagazin

Blog gegen Religion

Ob ein Mensch gerettet wird, hängt nicht davon ab, was er tut oder nicht tut. Seine Rettung hängt davon ab, was Jesus für ihn getan hat. Es ist eigentlich eine einfache Botschaft, die der christliche Glaube beinhaltet, und trotzdem – oder gerade deswegen – ist es notwendig, sie immer wieder zu veröffentlichen. Auch im Internet. Das Weblog „Keine Tricks – Nur Jesus“ zeigt, wie es gehen kann. | VON JÖRN SCHUMACHER

von Gott weggebracht. „Es wird mehr über Mindestlohn, Natur und politischen Umweltschutz geredet, als uns Menschen die gigantische Botschaft von Jesus zu vermitteln“, sagt Jürgensen. Auch in den Kommentaren in seinen Weblogs stellt er fest, dass Angriffe fast immer auf die Kirche, und nicht auf Jesus abzielen. „Manchmal denke ich, organisierte Religion hält mehr Menschen von Gott fern als alles andere.“

Als im vergangenen Jahr der Hype um den vermeintlichen Weltuntergang geradezu unerträglich wurde, startete Jürgensen noch eine zweite Webseite, „Bi-



Seit einem Jahr betreibt Nane Jürgensen das Weblog „Keine Tricks – Nur Jesus“

Foto: pro

Der 62-jährige Blogger Nane Jürgensen hat die Begabung, die christliche Botschaft in seinen Weblogs immer wieder anschaulich und einfach zu verkünden. Seit etwa drei Jahren folgt er dem Ruf Gottes und nutzt sein Talent, seine gute Schreibe, dafür, diese Botschaft im Internet zu verbreiten. Jürgensen ist Autor mehrerer Bücher. Darin geht es um die Stadt München, um Bücher oder um Computer und das Internet. Für die Computerzeitschrift „PC Praxis“ hat er eine Kolumne geschrieben. Doch immer wieder meldete sich eine leise Stimme, die ihm sagte, dass er sein Talent eigentlich gut für Gott einsetzen könnte. Bereits Mitte der 90er Jahre hat Jürgensen die Web-Domain „gott-fuer-anfaenger“ registriert, schrieb aber weiter „über alles Mögliche, nur nicht über Gott“. „Vor drei Jahren wurde es dann immer drängender, dass ich endlich das tun soll, was Gott mir schon seit 30 Jahren vorschlägt. Ok, mein Gott, sagte ich, dann will ich endlich mal anfangen.“ Und er fügt hin-

zu: „Prima, dass unser Schöpfer so viel Geduld mit uns hat.“

Jürgensen hat 2012 das Weblog „Keine Tricks – nur Jesus“ (www.keine-tricks-nur-jesus.de) ins Leben gerufen, und der Name sagt das Wichtigste über dessen Intention: „Schauen wir uns die Gesellschaft an, eine mehr und mehr verwirrte und desinformierte Herde. Es wird alles Mögliche und Unmögliches versucht auf der Suche nach Erfüllung und Glück, aber die Menschen laufen in alle möglichen Sackgassen und gehen dabei immer mehr kaputt“, sagt Jürgensen. „So viele Drogen und Tabletten können wir gar nicht schlucken, um das Loch, das entsteht, wenn wir Gott aus unserer Gesellschaft und aus unserem Leben verbannen, zu füllen. Also, keine Tricks mehr, keine Ablenkung.“

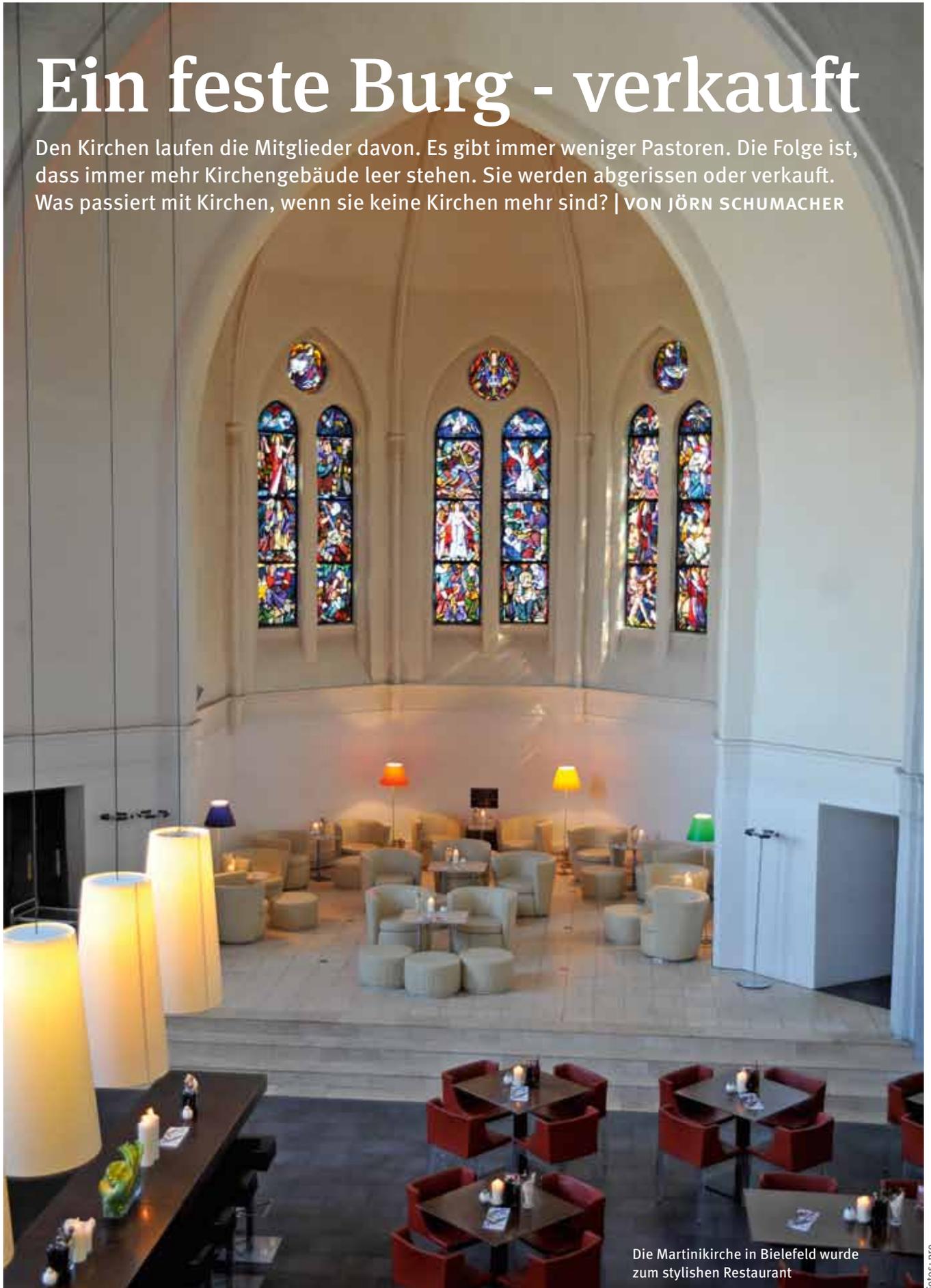
Seit acht Jahren lebt der gebürtige Deutsche im Nordwesten der USA und genießt die Einsamkeit dort. Eine feste Kirchengemeinde braucht er nicht, sagt er. Die organisierte Kirche habe ihn früher eher

bel und 2012“ (bibel-und-2012.de, später folgte die Webseite bibel-und-2013.de). Er wollte klarstellen, dass wichtig ist, was uns die Bibel über unsere Zukunft sagt, nicht ein alter Maya-Kalender. „Diffusen Prophezeiungen von heidnischen Naturreligionen, Esoterik und der New Age-Bewegung schenken die Menschen Glauben, aber das Beruhigende und Befreiende, was uns Gott in der Bibel konkret prophezeit, ignorieren sie“, ärgert sich Jürgensen.

Rund 45.000 Menschen kommen im Monat auf seine Webseite, und viele davon wenden sich mit ihren Fragen und Sorgen an den Autor. Daher sieht er in seiner Arbeit als Blogger einen wertvollen Dienst an der Gemeinde Jesu. „Besonders traurig ist für mich, dass viele Jesus-Gläubige, die gerettet sind, zurückfallen in Sorge und Angst, sie könnten ihre Errettung verlieren, weil sie noch sündigen.“ Nicht auf die Ausübung von Religion komme es an, sondern auf die befreiende Botschaft von Jesus. ■

Ein feste Burg - verkauft

Den Kirchen laufen die Mitglieder davon. Es gibt immer weniger Pastoren. Die Folge ist, dass immer mehr Kirchengebäude leer stehen. Sie werden abgerissen oder verkauft. Was passiert mit Kirchen, wenn sie keine Kirchen mehr sind? | VON JÖRN SCHUMACHER



Die Martinikirche in Bielefeld wurde zum stylischen Restaurant

Fotos: pro

Die Mitglieder der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) machten im Jahr 1990 noch 37 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Zehn Jahre später waren es nur noch 29 Prozent. Tendenz fallend. Nur noch 13 Prozent der geborenen Kinder werden evangelisch getauft. Bei der katholischen Kirche sieht es kaum anders aus. Kein Wunder, dass immer mehr Gemeinden zu klein werden, um die Unterhaltskosten für ihr Kirchengebäude tragen zu können. Zwischen 1990 und 2010 mussten 340 Kirchengebäude der EKD geschlossen werden, 46 wurden abgerissen. Auf katholischer Seite ist die Lage ebenfalls düster: Die Deutsche Bischofskonferenz gibt die Zahl der Gotteshäuser, die in den kommenden Jahren nicht mehr liturgisch genutzt werden, mit 600 an. Das Bistum Hildesheim muss 20 Prozent seiner Kirchen schließen, das sind 60 Gebäude. Davon wurden 45 bereits geschlossen. Im Bistum Essen wurden von vormals 96 Kirchen 18 abgerissen, ein Drittel steht leer. Aus 330 selbstständigen Essener Gemeinden noch vor 15 Jahren wurden 43 Großpfarreien. In Ostdeutschland, wo die Kirchenzugehörigkeit seit jeher gering ist, sind über 200 Dorfkirchen ungenutzt.

Was also tun mit den teilweise Jahrhunderte alten Gebäuden, die oft wunderschön anzusehen sind und ein ehrwürdiges und geistliches Erbe tragen? Soll eine Kirche abgerissen werden, fließen nicht selten Tränen. Viele Gemeindeglieder verbinden Erinnerungen an wichtige Familienfeste mit den Mauern aus Stein und den Bänken aus Holz. Die Abrissbirne, die dann den Kirchturm zerstört, ist aber auch ein Symbol dafür, dass die Landeskirche an Bedeutung verliert in unserer Gesellschaft.

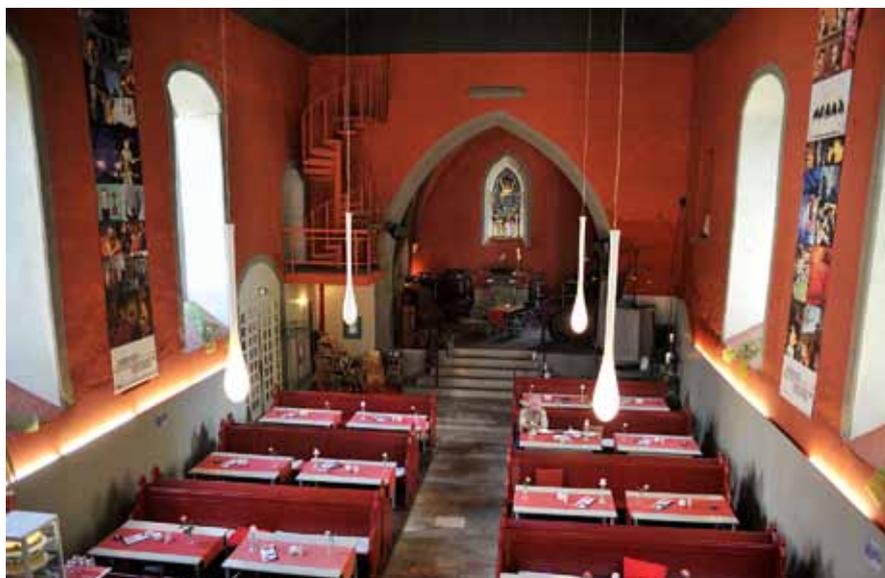
Kirche bei ebay zu verkaufen

Darf aus einer Kirche eine Disco werden? Wenn in einer ehemaligen Kirche eine Kindertagesstätte eingerichtet wird, dürfte für die meisten Kirchenfreunde die Akzeptanz noch einigermaßen groß sein. Eine Kunstgalerie oder ein Buchladen? Das scheint einem auch noch ok. Aber eine Moschee in einer ehemaligen Kirche? Vielleicht gibt es bei der Empörung über die Umfunktionierung einer Kirche gewisse Abstufungen.

„Kirche verhökert Gotteshaus auf Ebay“, titelte Anfang des Jahres der Berliner Kurier. Die Kirche St. Bernhard in Branden-



Bei seiner Eröffnung war das Restaurant „Glück und Seligkeit“ einmalig. Sogar das japanische Fernsehen kam.



Nachdem die mittelalterliche Aegidienkirche lange leer stand, ist sie nun ein Café

burg/Havel kann in der Tat für 120.000 Euro käuflich erworben werden. Unter dem Slogan „Kirche in beliebtem Wohngebiet“ gibt der Makler ein paar Ideen für die neue Nutzung des fast 80 Jahre alten Gotteshauses: „Ob Veranstaltungsräume, Praxis, Büro oder Begegnungsstätte, alles ist denkbar.“ Auch in Berlin-Lankwitz steht eine Kirche für Mieter zur Verfügung: Auf der Webseite immobilienscout24.de wird sie angepriesen mit: „Tanzschule – Musikschule – Eventlocation? 340 m² für 2.100 Euro im Monat.“ Eine Tanzschule in einer Kirche? In Katlenburg im Harzvorland hat diese Metamorphose bereits funktioniert: In der ehemaligen Herz-Jesu-Kirche ist seit 2010 eine Tanzschule beheimatet. Von der Kirche ist im Innern fast nichts mehr zu erkennen.

Geradezu ideal mutet die Verwendung eines hohen Kirchengebäudes als Kletterhalle an. In Mönchengladbach verwandelte sich vor drei Jahren die ehemalige Pfarrkirche St. Peter in die „Kletterkirche“. Auch als Ausstellungshalle kann ein Kirchenraum bei Kunstfreunden und Galeristen für große Augen sorgen, besonders wenn es sich um ein modernes Gebäude handelt wie die 1965 errichtete Kirche St. Agnes in Berlin-Kreuzberg. Der Galerist Johann König erwarb das Objekt im Architekturstil des Brutalismus samt Turm, Gemeindezentrum und meterhoher Orgel, um es als Ausstellungsfläche zu nutzen. Die katholische Kirche musste das Gebäude 2004 aus finanziellen Gründen verkaufen – nun sind Kanzel, Kreuz und Orgel verschwunden und der modernen Kunst gewichen.



Foto: Harald Berentinger, flickr (CC BY-NC-SA)

In Maastricht wurde aus einer Kirche aus dem 13. Jahrhundert eine Buchhandlung der Kette „Selexyz“

In der Dorfkirche von Milow im Brandenburgischen wurden seit 1770 Gottesdienste abgehalten. Doch in den vergangenen 40 Jahren blieb es still, bis 1999 die Sparkasse das Gebäude kaufte und in eine Filiale umfunktionierte. Im Altarraum steht jetzt ein Geldautomat. Der damalige Pfarrer Stefan Barsch freute sich über diese Lösung: „Nun wird die Kirche wenigstens nicht abgerissen.“ Diesen Seufzer hört man oft, wenn eine Kirche zwar ihre Gemeinde, nicht aber ihre Fans verloren hat.

Gourmet-Tempel statt Gotteshaus

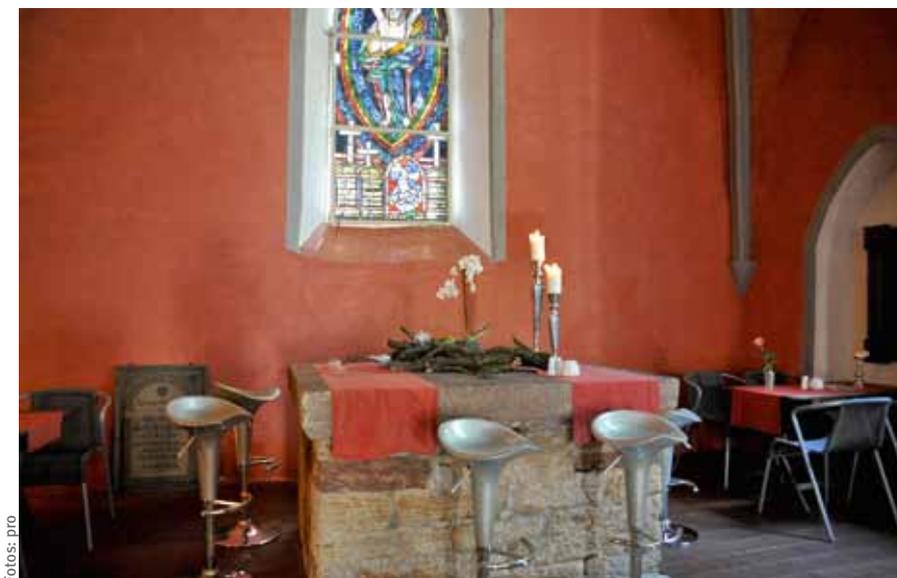
Immer häufiger trauen sich Gastronomen, alte Kirchen für ihre Gäste umzubauen. Als erstes machte das Restaurant „Glück und Seligkeit“ Schlagzeilen, denn es wurde in der ehemaligen Martinikirche in Bielefeld-Gadderbaum eingerichtet. Sogar das japanische Fernsehen war schon vor Ort, um über die ungewöhnliche Location zu berichten. Auch aus der mittelalterlichen Aegidienkirche in der Altstadt von Hannoversch Münden wurde 2010 das „Café Aegidius“. „Meine Kirche ist am Sonntag voll“, resümiert Besitzer Bernd Demandt leicht schmunzelnd, aber ohne Schadenfreude, im Hinblick auf den Besucheransturm vor allem am Sonntagmorgen. Er hatte lange beobachtet, wie die Kirche direkt gegenüber seines Hotels leer stand und verfiel. Handwerklich begabt und mit einem Sinn für das Gastronomiegeschäft ausgestattet, kaufte er das ungenutzte Gotteshaus für zwei Euro. Entstanden ist ein äußerst gemütliches kleines Café, das sich großer Beliebtheit erfreut. Je zwei Kirchenbänke stehen sich nun gegenüber, so dass eine Sitzgruppe entsteht. „In einer halben Stunde kann ich die Bänke wieder umdrehen, und es kann gerne wieder ein Gottesdienst abgehalten werden, wenn mal Bedarf ist“, sagt Demandt.

Ursprünglich hatte der Starkoch Tim Mälzer ein Auge auf die stillgelegte Sankt-Stephanus-Kirche in Hamburg-Eimsbüttel geworfen, um daraus einen Gourmet-Tempel zu machen. Ein Immobilieninvestor eröffnete 2005 ein Café darin, doch es lief nicht gut. Schließlich wurden die Räumlichkeiten neu umgebaut und als Sitz der Werbeagentur „Elbdudler“ und des Internet-Unternehmens quote.fm umfunktionierte. Wo früher Altar und Kreuz standen, stehen heute Sofa-Ecke und Kaffeemaschine.



Foto: Winfried Schmidt, Kletterkirche MG

Früher wurde hier gebetet, heute wird geklettert: Aus der 1933 errichteten ehemaligen Pfarrkirche St. Peter in Mönchengladbach wurde die „Kletterkirche“



Fotos: pro

Früher ein Altar, heute eine Theke: Wein kann man hier nun auch ohne Abendmahl trinken

Kaum vier Kilometer südlich hat sich die Gemeinde der St. Johannis-Kirche einen anderen Weg einfallen lassen, um des immer dringlicheren Sparzwanges Herr zu werden. Die „KulturKirche Altona GmbH“ tritt als Unternehmen auf, das die St. Johanniskirche für Kulturevents vermietet, seien es Musicals, Modenschauen oder Kerzenschein-Dinner. Gewinne der GmbH werden an eine Stiftung abgeführt. Diese hilft bedürftigen und obdachlosen Menschen. Es gibt aber nach wie vor auch Gottesdienste in der Kirche, und zwar einmal im Monat. Weitere 12 Tage stehen der Kirchengemeinde zur sonstigen eigenen Nutzung zur Verfügung.

Eine bemerkenswerte Umwandlung hat die ehemalige Kirche Herz Jesu in Mönchengladbach Pesch erlebt: Äußerlich kaum von einer normalen Kirche zu unterscheiden, staunt der Besucher nicht schlecht, wenn er das Innere betritt. Denn die Kirche wurde zum Wohnhaus. Seit 2011 finden sich 23 Wohnungen auf vier Ebenen im Kirchenschiff. Modern wirken die Wohnparzellen, die betont farbig gehalten sind. Verbunden sind die Ebenen über einen Aufzug, die Wohnkirche ist barrierefrei. Die Zahl der Katholiken in Pesch hatte sich in den vergangenen Jahrzehnten halbiert. 2007 gab die Gemeinde Herz Jesu auf.

Wenn die Kirche zur Moschee wird

Die Deutsche Bischofskonferenz hat 2003 eine Arbeitshilfe zur Umnutzung von Kirchen herausgegeben. Darin bezeichnen die Experten den Abriss von „architektonisch und kunsthistorisch unbedeutenden“ Kirchen als „ultima ratio“. Am schönsten wäre für sie eine weitere Nutzung der Räume, wenn schon nicht mehr durch die eigene Kirche, dann bitte durch andere christliche Denominationen. Sollte auch dies aussichtslos sein und nur noch ein Verkauf anstehen, dann sei zu beachten: „Die kultische Nutzung durch nicht-christliche Religionsgemeinschaften (z. B. Islam, Buddhismus, Sekten) ist – wegen der Symbolwirkung einer solchen Maßnahme – nicht möglich. Dies geschieht mit Rücksicht auf die religiösen Gefühle der katholischen Gläubigen.“

Im Juni vergangenen Jahres musste die zu klein gewordene evangelisch-methodistische Gemeinde von Mönchengladbach-Rheydt ihre Gemeinderäume ver-

kaufen. Neuer Inhaber ist seitdem die örtliche alevitische Gemeinschaft. Wo vorher ein christliches Kreuz war, hängen nun Bilder von alevitischen Heiligen. Auch in Hamburg-Horn soll aus der dortigen ehemaligen evangelischen Kapernaum-Kirche eine Moschee werden. Der neue Besitzer ist das 1993 gegründete islamische Zentrum Al-Nour (arabisch für „das Licht“). Die Eröffnung ist für den 3. Oktober 2013 geplant, der alljährlich nicht nur der „Tag der Deutschen Einheit“ ist, sondern auch der „Tag der offenen Moschee“. Im März hatten rechte Gruppierungen zu einem Protest gegen die Moschee-Umwandlung aufgerufen. Dagegen wiederum hatten etwa 600 Menschen demonstriert. Laut dem NDR kamen am Ende nur 16 Moschee-Gegner. Von außen wird sich übrigens wenig ändern, denn das Gebäude aus den 50er-Jahren steht unter Denkmalschutz. Auf der Kirchturmspitze soll allerdings demnächst ein Halbmond glänzen. In Bielefeld wurde 2008 aus der Paul-Gerhardt-Kirche eine Synagoge. Eine Bürgerinitiative hatte sich drei Monate lang mit einer Besetzung gegen den Verkauf der Kirche gestemmt - erfolglos.

Hängt der Glaube an Mauern?

Aber wie wichtig ist uns Christen eigentlich ein Gebäude aus Stein und Mörtel, in dem wir unseren Glauben beziehungsweise unseren Gott feiern? Und wie sehr sind wir berührt, wenn dieses irgendwann für etwas Nicht-Sakrales oder gar für eine andere Religion verwendet wird? Wenn etwa die niederländische Buchhandelskette „Selexyz“ in einer Maastrichter Kirche aus dem 13. Jahrhundert einen Buchladen eröffnet, dann darf auch ein Christ nicht nur zugeben, dass der Laden einfach schick aussieht, sondern dass man sich auch schlimmere Zweckentfremdungen von Kirchenmauern vorstellen kann.

Jesus sprach oft von einem Vergleich zwischen dem Jerusalemer Tempel und seinem menschlichen Körper. Dabei meinte er vor allem die Vergänglichkeit alles Irdischen, auch von noch so prunkvollen Häusern. „Kein Stein wird auf dem anderen bleiben“, prophezeite er über den Tempel. Und Paulus erinnerte die Korinther: „Wenn unser irdisches Haus, diese Hütte, abgebrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel“ (2. Korinther 5,1).



pro VIDEO

Film zum Artikel online:
youtube.com/user/proMedienmagazin

In einem Internetforum, in dem es um den Verkauf und die Neu-Nutzung von Kirchen geht, fragte ein Nutzer: „In Holland werden viele Kirchen zu Modegeschäften, Cafeterien oder Kneipen umgebaut. Darf man das?“ Eine Nutzerin antwortete: „Umgekehrt habe ich letzters erst eine Kirche besucht, die in einem Hinterzimmer einer Gastwirtschaft untergebracht war. Was IST eine Kirche? Was verbinden Leute damit?“ Vielleicht kommt es am Ende genau darauf an. Das, was Menschen, die im jeweiligen Kirchenraum sind, daraus machen, das ist Kirche. Da ist es egal, ob es sich um Gotik aus dem 13. Jahrhundert oder um modere Betonquader aus den 60er Jahren handelt. Das merkt man schon daran, dass es viele Teile der Erde gibt, in denen Christen verfolgt werden und sie sich wohl als allerletztes Sorgen über die Beschaffenheit ihrer Gotteshäuser machen, oder aber in denen die Armut so groß ist, dass die Christen ebenfalls wenig wählerisch sind. Kirche sind nicht Steine. Kirche, das sind Menschen. ■

Anzeige

Brandaktuell!

Richard Wurmbrand

Gefoltert für Christus

Resch Verlag/HMK

www.resch-verlag.com

168 Seiten • Paperback • € 8,90
 ISBN 978-3-935197-60-1
 Resch-Verlag • Telefon 089 85465-0

GESUCHT!

PFARRER/IN

Die Kirche hat ein Nachwuchsproblem. Zahlreiche Pfarrer gehen in den kommenden Jahren in den Ruhestand. Die nachrückenden Jungtheologen reichen nicht aus, um diese Lücke zu füllen. Die Evangelischen Landeskirchen wollen dieses Problem anpacken und gehen dafür ganz neue Wege. | VON MARTINA SCHUBERT

Aus ihrer Handtasche blitzen ein paar Bücher, der Wind weht ihr durchs Haar. Diana Pöpckes Mundwinkel formen ein verschmitztes Lächeln: „Ich habe gedacht, Theologie studieren nur irgendwelche Freaks, die den ganzen Tag ihre Nase in die Bibel stecken und barfuß und mit Wollschal rumlaufen.“ Nun studiert die 22-Jährige selbst in Kiel im 4. Semester Theologie. Sie möchte Pfarrerin werden. „Ich muss mich auch mal von Vorurteilen befreien. Die Franzosen laufen ja auch nicht jeden Tag mit einem Baguette unterm Arm rum.“ Mit der Wahl ihres Studiengangs ist sie glücklich, sagt aber auch, sie kenne keinen ihrer Kommilitonen, der noch nicht an dem Studium gezweifelt habe. Sie legten sich ja so früh auf einen Beruf fest.

„Das Alte Testament mag ich am liebsten“, sagt sie und nickt, sodass ihre dunkelblonden Haare, die sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hat, wippen. Theologiestudenten müssen Hebräisch, Griechisch und Latein lernen. Das schrecke manche Interessierte ab. Andere bestehen die Sprachprüfungen nicht und das bedeutet das Ende ihres Studiums.

Es gibt aber auch diejenigen, denen die Sprache besonders viel Freude bereitet. „Ich habe mein Herz an Hebräisch verschenkt“, sagt Pöpcke. Dabei strahlen ihre grünen Augen hinter der dunkelbraunen Hornbrille. Die Sprache hat sie sich selbst bereits vor dem Studium mit einem Lernprogramm beigebracht, während eines Freiwilligendienstes in Ghana. Direkt zu Studienbeginn machte Pöpcke, die aus dem kleinen Dorf Nusse in Schleswig-Holstein kommt, ihr Hebraicum. Arabisch lernt sie freiwillig dazu. Der interreligiöse Dialog fasziniert sie, in einem multikulturellen Umfeld wäre sie gern Pastorin. Am Liebsten in Hamburg. „Ich würde dann Begegnungsabende organisieren.“ Latein hatte sie bereits in der Schule.



Fotos: pro

Diana Pöpcke dachte, Theologie studieren nur Freaks. Nun möchte sie selbst Pastorin werden

Während sie für ihre Deutsch-Abi-Prüfung lernte, kam ihr der Gedanke: „Ich könnte ja Theologie studieren.“ Sie recherchierte und stellte fest, dass ihr Studieninhalte wie Kirchengeschichte, Systematik, Beratung und Seelsorge Spaß machen könnten.

Die angehende Pfarrerin ist eine der Theologen, die auf der Internetseite die-nachfolger.de vorgestellt werden. Damit ist sie in guter Gesellschaft: Auch der Steckbrief von Bundespräsident



EVANGELISCHE KIRCHE
IN HESSEN UND NASSAU

Evangelische Kirche
Hessen und Nassau

- » 103 vakante Pfarrstellen
- » insgesamt 1.562



EVANGELISCHE
KIRCHE
IM RHEINLAND

Evangelische Kirche im
Rheinland

- » 180 vakante Pfarrstellen
- » insgesamt 2.004



EVANGELISCHE KIRCHE
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

Evangelische Kirche Berlin-
Brandenburg-schlesische Oberlausitz

- » 10 vakante Pfarrstellen
- » insgesamt 637 Gemeindepfarrstellen

Joachim Gauck ist dort zu finden. Auf der Seite berichten Theologiestudenten, Vikare und Pastoren von ihren Studien- und Berufserfahrungen. Die Nordkirche betreibt das Portal. Sie wirbt damit um Pfarrer-Nachwuchs. Im November 2011 schuf die Kirche, die damals noch Nordelbien hieß und jetzt zusammen mit der Mecklenburger und Pommerschen Landeskirche die Nordkirche bildet, als eine der ersten eine Stelle zur Gewinnung von pastoralem Nachwuchs. Damit sollen Interessierte zum Thema Theologiestudium informiert und beraten werden. Christiane de Vos ist Pastorin und Projektbeauftragte von „Die Nachfolger“. Sie und ihr Kollege, Pastor Christian Butt, gehen in Schulen, Gemeinden, bieten Theologie-Schnuppertage an und stehen im Netz Rede und Antwort. Auf Facebook hat die Seite immerhin 300 Fans. Auch die Landeskirche in Oldenburg und in Hannover haben eigens Stellen zur Nachwuchsrekrutierung geschaffen.

Mehr als ein Drittel der Pfarrer geht in den Ruhestand

Das Engagement hat einen Grund: Im Gebiet der Nordkirche arbeiten zur Zeit insgesamt 1664 Pastoren. In den nächsten zehn Jahren gehen davon voraussichtlich 584 von ihnen in den Ruhestand – mehr als ein Drittel. „Wir brauchen am Ende dieses Jahrzehnts den Nachwuchs, ab 2018 wird der Mangel eklatant“, sagt de Vos. „Wir machen jetzt Werbung bei Schülerinnen und Schülern, mit der Hoffnung, dass sie sich für ein Theologiestudium auf Pfarramt entscheiden. Damit wir dann in zehn Jahren genügend Pastoren haben. Wer jetzt anfängt, Theologie zu studieren, ist ja nicht sofort ordiniert. Das dauert eine Weile.“ Das Studium dauert in der Regel sechs Jahre, hinzu kommen zwei bis drei Jahre Vikariat, danach folgt die Ordination.

Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern (ELKB) hat laut eigenen Angaben mit aktuell 430 Studenten die größte Landesliste. Diese Liste dient als Verzeichnis derer, die das Erste Theologische Examen machen wollen. Der Kirchenrat der ELKB, Johannes Minkus, sagt: „Wir haben derzeit kein Nachwuchsproblem. Allerdings wird es in zirka zehn Jahren einen Pensionierungsschub geben, für den wir über den momentanen Bedarf hinaus ausbilden oder übernehmen müssen.“

Aber wer eignet sich eigentlich als Pfarrer? Der Super-Fromme oder der Otto-Normal-Gläubige? De Vos sagt: „Wir brauchen ganz unterschiedliche Typen. Es ist wichtig, dass wir Leute aus ganz verschiedenen Hintergründen haben, die aus der Stadt oder vom Land kommen, Kinder von Nicht-Akademikern, Studenten, die unterschiedliche Sprachen des Glaubens sprechen mit verschiedenen Frömmigkeitsprägung – von missionarisch-evangelikal bis streng liturgisch.“

Nachwuchs-Expertin Christiane de Vos setzt auf Multiplikatoren. „Jugendpastoren oder Religionslehrer haben eine persönliche Beziehung zu den Jugendlichen. Schüler nehmen die Empfehlung ‚Denk doch mal über ein Theologiestudium nach‘ eher einer Bezugsperson ab als mir“, erklärt sie. Bei Informationswochenenden und Studieninformationsveranstaltungen spricht de Vos aber auch selbst über den Beruf des Pfarrers. Dabei versuche sie das Bewusstsein der Jugend zu stärken für Fragen wie: „Was war mein Weg bisher? Wo stehe ich jetzt? Was sind meine Fragen? Wo sind meine Stärken und Schwächen? und Wo passt da Theologie und arbeiten in der Kirche rein?“ Dazu bietet sie zwei bis drei Mal im Jahr ein Schnupperwochenende an. Dort wird theologisch gearbeitet: ein bisschen Bibelexegese, ein bisschen Kirchengeschichte, ein bisschen Seel-



Auf der Suche nach theologischem Nachwuchs: Christiane de Vos von der Nordkirche

sorge – alles, was das Theologiestudium mit der Perspektive Pfarramt vorsieht. Diese Tage sollen Orientierung geben. Das kann auch mal anders sein, als de Vos hofft: „Einmal kam eine Schülerin am Sonnabend Abend zu mir und sagte: ‚Frau de Vos, mir gefällt das richtig gut hier, ich finde das wunderschön, aber ich weiß jetzt sicher, dass ich das nicht machen will.‘“



Evangelisch-lutherische Kirche in Oldenburg
 » 5,5 vakante Pfarrstellen
 » insgesamt 168,5



Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland
 » 25 vakante Pfarrstellen
 » insgesamt 800



Evangelische Landeskirche in Baden
 » 61 vakante Pfarrstellen
 » insgesamt 642

„Der schönste Beruf der Welt“

Für Stephan Holthaus ist Pfarrer sein ein Traumjob. Trotzdem entscheiden sich immer weniger junge Menschen für ein Theologiestudium. Der Prorektor der Freien Theologischen Hochschule Gießen spricht über Gründe dafür, die Kunst, Grenzen zu ziehen, und erklärt, warum Vorbilder so wichtig sind. | DIE FRAGEN STELLTE STEFANIE RAMSPERGER

pro: Die Landeskirche Hannover geht davon aus, bis 2030 ein Drittel aller Pfarrstellen nicht besetzen zu können. Wie sieht denn das bei den Freikirchen und bei den Missionsgesellschaften aus?

Stephan Holthaus: Wir haben in allen christlichen Werken, auch in vielen Freikirchen, die klassische Altersstruktur, dass bis etwa 2030 über die Hälfte der Vollzeitlichen in den Ruhestand verabschiedet wird. Der Unterschied ist nur der: Die evangelischen Landeskirchen haben exakte Zahlen über die Zukunftserwartung der Pfarramtskandidaten, die Freikirchen, Gemeinschaftskreise und christlichen Werke nicht.

Aus welchen Gründen lassen sich immer weniger junge Menschen auf ein Theologiestudium ein?

Der Pfarrerberuf hat seine Faszination verloren. Früher war es noch etwas Besonderes, Pastor zu werden. Die besten Leute wurden Pfarrer, gingen in den geistlichen Dienst. Durch die Säkularisierung der Gesellschaft hat das abgenommen. Heute steht der Beruf mehr für viel Arbeit, viel Ärger, viel Stress. Wir haben heute im evangelischen Bereich 2.400 Pfarramtsstudierende – das sind fünfmal weniger als in den Achtzigern.

Der Göttinger Theologe Jan Hermelink sieht einen Grund für zurückgehende Studentenzahlen darin, dass der Pfarrberuf derjenige sei, der am stärksten in das Privatleben eingreife.

Das kann ich bestätigen. Der Pfarrberuf hat einige Herausforderungen, die es in vielen anderen Berufen nicht gibt,



Stephan Holthaus, Prorektor der Freien Theologischen Hochschule Gießen, macht sich keine Sorgen um die Zukunft der Kirche, obwohl es zu wenig Theologen-Nachwuchs gibt

zum Beispiel gibt es keine geregelten Arbeitszeiten. Viele Veranstaltungen sind abends, die Predigt sonntags. Die große

Herausforderung des Pfarrberufes ist immer, dass man auch noch ein eigenes Privatleben für sich hat, dass man Grenzen zieht und lernt, auch Grenzen gegenüber Menschen zu ziehen, ohne es an notwendigem Engagement fehlen zu lassen.

Ist es, um mehr Distanz zu schaffen, richtig zu sagen, dann wohnt der Pfarrer eben nicht mehr im Pfarrhaus?

Die Modelle gibt es – in Großstädten schon lange –, dass Pfarrer nicht mehr verpflichtet sind, im Pfarrhaus zu wohnen. Auf dem Land ist es noch ein bisschen anders. Aber auch hier gibt es Landeskirchen, die das schon gar nicht mehr erwarten. Das halte ich allerdings für keine positive Entwicklung, denn das Pfarrhaus ist mehr als nur eine Lokalität, sondern eben auch ein Symbol: Der Pfarrer ist mitten im Ort, nah an der Kirche, nah an seinen Gemeindegliedern. Wenn der Pfarrer mal zehn Kilometer weg wohnt, mag das für ihn vielleicht eine Erleichterung sein, aber es ist auch ein Signal an die Gemeinde. Man muss als Mensch in einem vollzeitlichen geistlichen Dienst generell lernen, für sich selbst Grenzen zu setzen, egal, wo man wohnt. Und die Herausforderung hat mehr mit einem eigenen Berufsethos und dem Stand zu tun. Sie ist eine Herausforderung, die wir alle kennen, auch jenseits des Pfarramtes.

Sie selbst brennt für ihren Beruf und muss sich manchmal bremsen, damit sie niemanden überrumpelt. Sie sagt aber auch: „Ich will dabei helfen, dass diejenigen, für die das ihr Weg vor Gott ist, das für sich entdecken. Andere sollten das tunlichst lassen. Pastoren, die nur wegen der sicheren Stellenaussicht jetzt Pastor werden wollen, auf die wartet niemand in der Kirche.“ Ein Pfarrer müsse überzeugend das leben, was er glaubt.

Mitte und Ende der 1980er Jahre haben sich laut einer Statistik der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) zwischen 10.000 und 11.000 Studenten für das Theologieexamen angemeldet. Heute sind es gerade einmal rund 2.400. Davon sind 56 Prozent Frauen.

Heiß begehrte Pfarramt-Studenten

Die Gründe für den Zahlenrückgang sind vielfältig. De Vos erklärt: „In den 1980er und 1990er Jahren konnten viele Kirchen

einen Teil der fertig ausgebildeten Theologen nicht einstellen. Noch 2008 war es in Nordelbien so, dass nicht alle Leute aus dem Vikariat ins Pfarramt übernommen werden konnten. Ein paar Jährchen später sieht das anders aus.“ Die Marburger Philipps-Universität hat den Masterstudiengang Evangelische Theologie für Berufstätige eingeführt, die bereits ein Studium abgeschlossen haben. Dieser werde in Hessen anerkannt. Zudem wird ein öffentlich-rechtliches Dienstverhältnis auf Lebenszeit bei Pfarrern nur bis zum 40. Lebensjahr geschlossen. Die 49-jährige de Vos verdient so viel wie ein Gymnasiallehrer.

Ein Grund, warum die Studenten wegbleiben, ist, weil sie fürchten keine Stelle zu bekommen, obwohl diese Angst unbegründet sei. Die Sorge vor Überarbeitung ist ein weiterer. „Die Jugendlichen sehen Pastoren, die sehr engagiert sind. Es gibt viele, die über die Grenzen der eigenen Kapazität hinweggehen. Die Jugendlichen sagen sich dann: ‘Kann ich nicht, will

Was halten Sie von der Forderung „Mehr Geld für Pfarrer?“

Evangelische und katholische Pastoren werden noch relativ gut bezahlt. Am Geld liegt es nicht, dass die Leute nicht Pfarrer werden wollen. Gründe sind eher fehlende Berufung, das heißt Unsicherheit darüber, ob man den Herausforderungen des Berufes standhalten kann. Und vielleicht fehlende lebendige und begeisterungsfähige Vorbilder von Pfarrern oder Predigern, die einem vorleben, dass das der schönste Beruf der Welt ist.

Warum ist er das?

Es ist ein sehr abwechslungsreicher und personenbezogener Beruf. Es gibt kaum einen Beruf, wo man mit so vielen Menschen zu tun hat. Es ist ein Werteberuf, denn man vermittelt den Menschen nicht nur materielle Werte, sondern geistliche Dinge, die ewig bleiben. Es ist außerdem wunderschön, zu sehen, wie Menschen Gott finden. Und das erleben Sie als Pfarrer. Natürlich macht man auch viele eigene Erfahrungen mit dem Glauben. Einen schöneren Beruf kann ich mir eigentlich kaum denken.

Die äußeren Bedingungen des Pfarrberufs werden durch Stellenstreichungen nicht gerade attraktiver.

Natürlich werden Pfarrbezirke in manchen Kirchen zusammengelegt. Ich glaube trotzdem nicht, dass der Kern des Pastorenberufes sich dadurch völlig verändert hat. Es geht weiterhin um die Verkündigung des Wortes Gottes und um Seelsorge. Was dringend geändert werden muss: Die Pfarrer und Pastoren sind mit einer Flut von organisatorischen Dingen belastet. Ich würde behaupten, dass

fünfzig Prozent des Pastorenberufes mittlerweile in rein administrativen und organisatorischen Dingen besteht. Das muss sich ändern. Das heißt, wir brauchen Hilfen im Bereich der Verwaltung, sodass die Pastoren endlich wieder zu dem kommen, was sie eigentlich auszeichnet. Pastoren sind Hirten der Gemeinde und dürfen nicht zu Gemeindeführern werden.

Kann es helfen, die Rolle von Laienpredigern zu stärken?

Das Laienelement wird in Zukunft noch viel stärker werden müssen, bis in die Verkündigung hinein. Aber bestimmte Aufgaben können nur von vollzeitlichen Kräften erledigt werden. Das gilt insbesondere für die klassischen Kasualien wie Hochzeiten, Beerdigungen, Taufen und so weiter, aber auch vor allen Dingen für die seelsorgerliche Kompetenz – denn Seelsorge kostet viel Zeit und Energie. Von daher werden wir auch in Zukunft nicht auf die vollzeitlichen Mitarbeiter im geistlichen Dienst verzichten können.

Was halten Sie von Bestrebungen, junge Menschen durch kreative Werbeaktionen für ein Theologiestudium zu begeistern?

Ich finde es gut, dass die Kirchen endlich anfangen, Werbung um den Nachwuchs zu machen. Es wundert mich, dass dies jahrelang nicht geschehen ist. Trotzdem muss sich grundsätzlich was an der Einstellung zu diesem Beruf ändern. Und da sind die Pastoren selber gefragt. Denn wenn Sie einen vorbildlichen Pfarrer haben, der mit Begeisterung und Hingabe seinen Job lebt, ist das die beste Werbung für den Pfarrberuf, viel besser als

jeder Werbeclip der Kirchen. Wir haben in Deutschland allein im evangelischen Bereich knapp 20.000 Pfarrer. Die erreichen jedes Wochenende immer noch fast eine Million Menschen durch ihren Gottesdienst.

Sie haben einmal geschrieben „wir brauchen einen Ruck hin zu mehr gut ausgebildeten Leuten im Reich Gottes“. Wie stellen Sie sich das vor?

Damit meine ich, dass wir nicht angesichts der Nachwuchssorgen in wilde Aktionen samt Kurzeitbildung hineingeraten. Wir brauchen keine Crashkurse für Halbtheologen. Solche Tendenzen gibt es leider auch in der Ausbildungslandschaft. Stattdessen müssen wir auf hohem Niveau – auch mit der nötigen Zeit, die das braucht – die Qualität stärken, denn sonst schießen wir uns ein Eigentor. Ein Theologiestudium ist nicht nur akademische Ausbildung, sondern auch Persönlichkeitsentwicklung.

Wie sieht die Kirche in dreißig Jahren aus?

Ich wünsche mir in dreißig Jahren eine Kirche, die weiterhin an den Grundlagen des Evangeliums festhält, keine Abstriche und Kompromisse macht in dem Bezug zu Jesus und seinem Wort, aber gleichzeitig gelernt hat, die Bedürfnisse und Sehnsüchte der Menschen ihrer Zeit aufzunehmen, eine Kirche, die Menschen ernst nimmt und sie hin zu Jesus, der Quelle des Lebens, führt. Sie muss nah bei Jesus sein und nah bei den Menschen. Dann brauchen wir uns um die Zukunft der Kirche keine Sorgen zu machen.

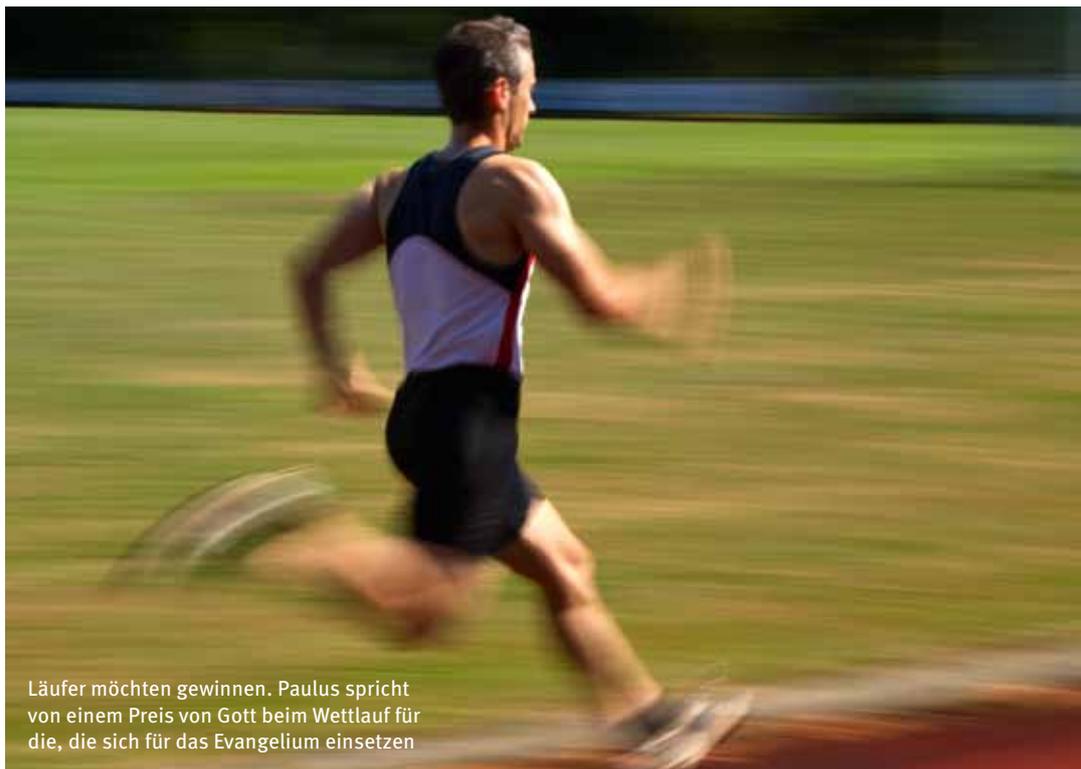
Vielen Dank für das Gespräch! ■

ich nicht!““, erklärt de Vos. Auch Fragen wie „Wird mein Glaube das tragen?“ oder „Wie viel Entscheidungsfreiraum, welche Gestaltungsmöglichkeiten habe ich in einer zukünftigen Gemeinde?“ würden gestellt. Der Dekan der Theologischen Fakultät der Universität Rostock, Thomas Klie, führt zudem an: „Das Berufsbild ist seit 500 Jahren relativ konstant geblieben, aber der Zeitgeist hat sich geändert. Öffentliche Berufe sind immer weniger attraktiv. Ein Pfarrer muss mittendrin wohnen. Das hat gute Gründe. Der Zeitgeist sagt: Wo sind eigentlich deine Privatsache, deine Freizeit und deine Privaträume?“ Das Thema der Residenzpflicht wird unter Studenten intensiv diskutiert, bestätigt auch de Vos.

Theologiestudenten mit dem Ziel Pfarramt sind heiß begehrt. Diese Erfahrung hat auch Diana Pöpcke gemacht. Auf dem Kirchentag in Hamburg war sie am Stand der Landeskirche Schaumburg-Lippe. Dort wurde sie gefragt: „Wollen Sie nicht

zu uns?“ Pöpcke schwärmt: „Das ist ja fast schon süß, wie man hier abgeworben wird.“

Hartmut Lübben ist in der Oldenburger Landeskirche mit einer halben Stelle für theologischen Nachwuchs zuständig und betreut die Internetseite werde-jemand.de. Er sagt: „Ich versuche, so viel theologischen Nachwuchs zu gewinnen, wie möglich. Wenn es mir gelingt, jemanden zum Theologiestudium zu begeistern und er verliebt sich dann und geht nach Bayern, dann freue ich mich auch. Ich freue mich aber doppelt, wenn er nach Oldenburg kommt.“ Auch er weiß um die Konkurrenz der Gliedkirchen der EKD, wenn es um den theologischen Nachwuchs geht. Die Gratwanderung zwischen solcher Konkurrenz und nötiger Kooperation in Sachen Nachwuchsförderung gelinge unter den Beauftragten der einzelnen Kirchen gut. Zudem plane die EKD, eine deutschlandweite Kampagne für das Theologiestudium und die Berufsperspektive Pfarramt zu starten. ■



Läufer möchten gewinnen. Paulus spricht von einem Preis von Gott beim Wettlauf für die, die sich für das Evangelium einsetzen

Foto: Stefan Schurr, Fotolia

Lauf in die **Zukunft**

„Wisst ihr nicht, dass die, die in der Kampfbahn laufen, die laufen alle, aber einer empfängt den Siegespreis? Lauft so, dass ihr ihn erlangt.“ (1. Korinther 9,24)

Alle laufen auf der Bahn und wetteifern um einen Preis. Paulus sagt den Korinthern, dass sie so laufen sollen, dass sie diesen gewinnen. Er stellt sich als Vorbild dar. Paulus betritt die Laufbahn, er läuft auf das himmlische Ziel zu, er setzt seine ganze Kraft ein und seine ganze Entschlossenheit.

Wer im Wettkampf siegen will, setzt dafür alles ein. Ein Athlet verzichtet auf vieles, um zu gewinnen. Und wie schnell ist sein Siegeskranz verwelkt! Wir dagegen kämpfen um einen unvergänglichen Preis. Ich weiß genau, wofür ich kämpfe. Ich laufe nicht irgendeinem ungewissen Ziel entgegen. Ich gebe alles für diesen Sieg und hole das Letzte aus meinem Körper heraus. Er muss sich meinem Willen fügen. Denn ich will nicht andere zum Einsatz für den Glauben auffordern und selbst nichts bringen.

Der Lauf kostet mich aber etwas: Ich brauche Zeit, Kraft, Geld, muss meinen inneren Schweinehund überwinden und meine Bequemlichkeit aufgeben. Geistliches Wachstum entsteht nicht beim Nichtstun, sondern in der Auseinandersetzung.

Dennoch, der gemeinsame Lauf zum Ziel lohnt sich. Dass wir in Christus bleiben, dass wir aushalten in der Kampfbahn, bringt einen unvergänglichen Gewinn. Paulus spricht von einer Auszeichnung von Gott beim Wettlauf für die, die sich für

die Verkündigung des Evangeliums einsetzen. Denen, die bis zuletzt am Glauben festhalten. Diese Läufer haben Teil an der Herrlichkeit Christi, an seinem Siegeskranz. Der Preis liegt bereit: „Hinfort liegt für mich die Krone der Gerechtigkeit bereit, die mir der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tag geben wird, nicht aber mir allein, sondern auch allen, die Jesus lieb haben“ (2. Timotheus 4,8).

Christsein ist aber nichts für Einzelkämpfer. Christsein ist ein Mannschaftssport. Wer gemeinsam mit Jesus vorwärts geht, erreicht das Ziel. Der Zusammenhalt ist wichtig, denn Satan will uns vom Lauf ablenken. Er lenkt uns vom Ziel ab, er entmutigt, verleitet uns zum Aufgeben und Abbiegen aus der Bahn.

Doch Jesus hat schon gewonnen. Und er läuft als Trainer mit uns zusammen. Hängen Sie sich an ihn, er läuft auch neben Ihnen. Wer ihm folgt, kann nicht in die falsche Richtung laufen.

Paulus' Ziel ist es, so viele Menschen wie möglich für Gott zu gewinnen. Das Evangelium zu verkündigen, ist seine oberste Motivation. Er nimmt dafür alle Einschränkungen und Entbehrungen in Kauf. Er sieht auf das Ziel des Laufes. Und Gott belohnt ihn mit dem Siegespreis. Paulus möchte uns darin ein Vorbild sein. ■



Wieland Müller ist 1. Vorsitzender und Inspektor des Chrischona-Gemeinschaftswerks Deutschland.

Leserreaktionen zu pro 2/2013



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

Zu „Der Freiheitskämpfer“

Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem christlichen Pressewerk. Auch die neueste Nummer von pro brachte für mich einige Kostbarkeiten, z. B. den Bericht über Klaus Berger, den ich persönlich kenne und schätze. Ich freue mich, dass er kompetent gegen Bibelverfälscher loszieht.

Bruder Tilbert Moser, CH-Olten

Zu „Regierung – eine kreuzfreie Zone?“

Dem Fazit des Beitrags von Wolfram Weimer stimme ich zu: Unser Staat lebt vom Erbe des Kreuzes. Aber nicht nur das. Ein Teil der Bundestagsabgeordneten scheint unser Grundgesetz nicht zu kennen. Dort heißt es gleich im ersten Satz der Präambel: „Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen.“

Damit sind Standort und Standpunkt klar. Folglich besteht auch Raum für entsprechende Signale, also Kreuze.

Wobei ich beim Aufstellen von Kreuzen – ob in Räumen oder in der freien Natur – für die schlichte, einfache Dar-

stellung plädiere. Denn Kruzifixe, die ausschließlich den leidenden Herrn zeigen, kommen für mich einer Irrlehre gleich. Sie unterdrücken die lebensfrohe und zugewandte Seite Christi, mit der er (heilbringender) Mensch unter Menschen war.

Karl-Heinz Becker, Hamburg, per E-Mail

Zu „Spielen für mehr Heiterkeit“

Im Video „The game that can give you 10 extra years of life“ (Jane McGonigal) erfährt man, wie das Spiel Superbetter entstand und was seine Intention ist. Vielleicht hilft das, den skeptischen Ton aus Ihrem nächsten Artikel zu nehmen. Jemand, der etwas positiven Input und Hilfe gebrauchen könnte, wird sich nach dem Lesen Ihres Artikels nicht dieser kostenfreien Möglichkeiten bedienen. Das sind verpasste Chancen und macht die Welt wieder ein Stückchen dunkler. Schade.

Andreas Scharf, per E-Mail

Zu „Mission: Facebook?“

Facebook ist keine neutrale Kommunikationsplattform, sondern ein Mega-Wirtschaftsunternehmen, dessen eigentliche Kunden die Unternehmen im Hintergrund sind, die von der unglaublichen Datenmenge profitieren. Wer sich bei Facebook registriert und es nutzt, stimmt damit zu, dass alle Daten und Kommunikationsvorgänge dem Unternehmen übereignet und hemmungslos verwertet werden, ohne dass der Nutzer dabei mitreden darf. Selbst Sprache und Wortwahl werden analysiert, um kommerziellen Nutzen daraus zu ziehen! Das offizielle Bekenntnis zum Respekt der Privatsphäre ist ein Witz gegenüber dem Freibrief für das Unternehmen selbst.

Wäre es nicht an der Zeit, Facebooks Machtstellung und Umgang mit Nutzerdaten infrage zu stellen, aus christlicher Perspektive einmal zum Schwimmen gegen den Strom zu ermutigen und auf Alternativen zu verweisen?

Hajo Rebers, Meppen, per E-Mail

Sehr gerne und interessiert habe ich Ihre Zeitschrift gelesen und hoffe, dass ich das weiterhin tun kann – vorausgesetzt, ich fühle mich nicht mehr und mehr als Relikt völlig veralteter Zeiten diskriminiert, während Sie die moderne Unterhaltungs- und Kommunikationsmittel verabsolutieren. „Wer auf dem Laufenden sein will, Kontakte halten ... möchte, nutzt soziale Netzwerke im Internet“, „Menschen ohne Facebook ... gibt es kaum noch“ Welch vernebelte Sichtweise, die die Realität einseitig wahrnimmt – schade!

Sabine Halbrock, Teterow

Zu „Weltverbesserer gesucht“

Wir sollten uns im Gebet viel stärker an Gott wenden, um ihm alles in seine liebenden Hände geben, damit er dort seinen Segen gibt und die Welt zum Guten ändert.

Die Art und Weise, wie Frau Käßmann in ihrem Buch die Menschen animieren will, sich einzumischen, ist anmaßend gegenüber Gott.

Johannes Loetschert, per E-Mail

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung. Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die



Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet Redaktionsleiterin Stefanie Ramsperger.

Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 57

Anzeige

Existenzfrage!

Mark A. Gabriel

Israel in Gefahr

Der nächste Schachzug des Islam gegen die Juden

RESCH

www.resch-verlag.com

232 Seiten • Paperback • € 15,90
ISBN 978-3-935197-61-8
Resch-Verlag • Telefon 089 85465-0



Millionen Menschen sind dement. Das Leben mit der Krankheit ist oft einsam

Die Vergessenen

35 Millionen Menschen auf der Welt sind dement. Einige von ihnen sind so schwer erkrankt, dass sie ihren Namen nicht mehr kennen, nicht selbständig essen oder trinken können und die Erinnerung an engste Familienmitglieder und Freunde verlieren. Aber vergessen sie auch Gott? | **VON ANNA LUTZ**

Ein goldener Stern – drei Zentimeter breit, lackiert, ausgeschnitten aus einer Pressspanplatte – ist in diesem Moment ihre einzige Verbindung zu Gott. An die Kirchenlieder ihrer Jugend erinnert sie sich nur noch schleierhaft, den Sinn von Gebet versteht sie nicht, der Predigt kann sie nicht folgen. „Sterne geben Orientierung, sie sind ein Zeichen Gottes“, hat der Mann im schwarzen Talar gesagt. Sie blickt auf die goldene Bastelei in ihrer Hand. Kinder haben die Sterne gerade an alle Gottesdienstbesucher verteilt. Die grauen Haare fallen ihr ins Gesicht. Als sie den Kopf wieder hebt, geben sie den Blick auf tiefe dunkle Augenringe frei. Sie steht kurz von der gepolsterten Kirchenbank aus dunklem Holz auf, schaut nach vorne in Richtung Altarraum. Dutzende viel größerer gelber Sterne hängen dort von der Decke herab. Dann reißt die göttliche Verbindung kurz ab. Sie führt den Stern zum Mund. „Nein, das können Sie nicht essen!“, sagt ihre Begleitung, eine Pflegerin, und nimmt ihr den Stern aus der Hand. Die Frau nickt und lächelt. Als der Pfarrer das Kirchenlied „Lobe den Herren“ antimmt, erinnert sie sich an etwas. Ihre Lippen bewegen sich, zuerst lautlos, dann erhebt sie leicht die Stimme: „Kommet zu Hauf, Psalter und Harfe, wacht auf ...“

An diesem Donnerstag im April haben es Gottesdienstbesucher schwer, bis in die vorderen Reihen der Zwölf-Apostel-Kirche in Berlin-Schöneberg zu gelangen. Der Gang zwischen den Kirchenbänken ist vollgestellt mit Rollstühlen und Rollatoren. Die evangelische Luther-Kirchengemeinde hat zum Demenz-Gottesdienst eingeladen. Die Veranstaltung steht unter

dem Motto „Weißt du, wie viel Sternlein stehen“. Der Bezug zum Kinderlied soll jenen ein Stück Erinnerung zurückgeben, die ihr Leben nach und nach vergessen.

Über eine Million Menschen in Deutschland leiden an Demenz. Rund 50 Krankheiten verbergen sich hinter dem Überbegriff, der sich vom lateinischen „demens“ ableitet. Auf Deutsch bedeutet das soviel wie „ohne Geist“. Die häufigste und wohl bekannteste Form der Demenz ist Alzheimer, eine Verkalkung im Gehirn. Der größte Risikofaktor für eine Erkrankung ist laut Robert-Koch-Institut einer, dem niemand aus dem Weg gehen kann: Das Alter. Von den 65- bis 69-Jährigen sind zwei Prozent dement, bei den über 90-Jährigen ist jeder dritte betroffen. Vom Einsetzen der Demenz bis zum Tod vergehen im Durchschnitt vier bis acht Jahre, wobei die Betroffenen nicht der Krankheit selbst zum Opfer fallen. Sie sterben zum Beispiel an Abmagerung oder Austrocknung, Lungenentzündung oder Herz-Kreislauf-Versagen. In dieser Zeit verlieren Betroffene nach und nach die Kontrolle über sich. Während sich Demenz zunächst oft durch leichte Gedächtnis- oder Sprachstörungen zeigt, verlieren Erkrankte im weiteren Verlauf die Orientierung, können nicht mehr alleine einkaufen, vergessen, sich zu waschen. Am Ende sind den Patienten die einfachsten Dinge unmöglich, nicht einmal selbständig essen, trinken oder sprechen können viele dann noch. Sie wissen nicht mehr, wo oder wer sie sind. Sie erkennen ihre engsten Angehörigen nicht mehr. Depressionen, Schlafstörungen, Halluzinationen, Unruhe, Angst und auch Aggressionen sind Begleitsymptome der Demenz. Heilbar ist die Krankheit nicht.

Hunger nach Gott

Im Besprechungsraum von Ulrich Kratzsch ist die Krankheit allgegenwärtig. Neben der Stuttgarter Jubiläumsbibel stehen im Bücherregal Titel wie „Erinnerungen Raum geben“, „Abschied zu Lebzeiten“, oder „Visuelle Kommunikation für Menschen mit Demenz“. Auf einem Sims liegen Anstecker mit der Aufschrift „Unsere Kommune ist demenzfreundlich“. Kratzsch ist nicht nur Vorsitzender des Gemeindegemeinderats der Luther-Gemeinde. Er ist auch für die Organisation der Demenz-Gottesdienste zuständig. „Ich glaube, dass demenziell Erkrankte einen Hunger nach Gott haben“, sagt er. Tatsächlich gehen Fachleute davon aus, dass die Demenz zwar das Denken beeinträchtigt, keinesfalls aber die Fähigkeit, Emotionen zu erleben. „Die Menschen im Gottesdienst freuen sich, wenn ich sage, Jesus Christus ist auferstanden“, sagt Kratzsch. Ob die Kranken in der Kirche überhaupt etwas Geistliches wahrnehmen, könne freilich niemand mit Sicherheit sagen. „Aber das wissen Sie bei einem normalen Gottesdienst ja auch nicht.“ Er lächelt und



Ulrich Kratzsch glaubt an Gott. Und daran, dass auch Demenztote nach Gott suchen

blickt über den Rand seiner Lesebrille. Deshalb verlasse er sich auf den Heiligen Geist und ein paar Regeln für Veranstaltungen mit Dementen.

Anders als in normalen landeskirchlichen Gottesdiensten wiederholen sich bei Kratzsch bestimmte Lieder. Neues Liedgut ist tabu, er setzt ganz darauf, dass seine Gäste Erinnerungsfetzen aus ihrem früheren, gesunden Leben wiederentdecken. Alles, was das emotionale Erleben der Betroffenen fördert, hilft

dabei, ist er überzeugt, auch Musik. Es ist nicht ungewöhnlich, dass sich bei einem Demenzgottesdienst einmal alle an den Händen halten oder dass ein Kinderchor auftritt. Nicht alle Besucher spezieller Demenzgottesdienste sind so schwer krank, dass sie sich an nichts mehr erinnern oder gar das Sprechen verlernt haben. Doch Betreuung brauchen sie alle. Niemand kommt ohne Pflegepersonal oder Angehörige.

Als in der Zwölf-Apostel-Kirche das erste Lied erklingt, herrscht Chaos. Während Pfarrer Andreas Fuhr und Kratzsch kräftig „Geh aus, mein Herz“ anstimmen, murmeln die rund 100 Besucher wild durcheinander. Eine Frau im Rollstuhl versucht immer wieder, aufzustehen, ihre Pflegerin schiebt sie jedes Mal sanft zurück und hält schließlich ihre Hand, bis sie sich beruhigt hat. Andere bewegen sich überhaupt nicht. Ein Mann steht auf und läuft Richtung Eingangstür, sein Begleiter hastet hinterher und geleitet ihn zurück zu seinem Platz. Über den Kirchenbänken hängen Schilder mit Aufschriften wie: „Ich glaube, dass du über mich wachst“ oder „Ich glaube, dass Gott mir zuhört, wenn ich mit ihm rede“.



Gerhard Skirde genießt die Gottesdienste in Berlins Mitte. Sie bringen Abwechslung vom Alltag im Pflegeheim

„Ich höre ihn so gerne sprechen“

In der ersten Reihe sitzt Gerhard Skirde. Der 83-Jährige trägt seine weißen fettigen Haare glatt nach hinten gekämmt. Der lange Bart ist zu einem Zopf geflochten. Blaue Adern ziehen sich unter seinen Augen entlang. Das Blatt mit den Liedtexten hat er längst zur Seite gelegt. Stattdessen schaut er lächelnd nach vorne in Richtung Pfarrer. „Ich höre ihn so gerne sprechen“,

sagt Skirde später. Er sei zum ersten Mal im Demenz-Gottesdienst und genieße es, dass sich die Menschen hier auf die Suche nach Gott begäben. Skirde lebt seit fünfeinhalb Jahren im Ruhesitz am Tiergarten, einem Pflegeheim für „betagte und kranke, demente und psychisch auffällige Menschen“, wie es in einer Selbstbeschreibung der Einrichtung heißt. Insgesamt sieben Schlaganfälle habe er überlebt, sagt Skirde. Der dritte sei der schlimmste gewesen. Eine Woche habe er im Koma gelegen. Die jüngste Tochter habe seine Wohnung aufgelöst und ihn ins Heim gebracht. „Ich bin ganz allein“, sagt er plötzlich. Von seiner Frau sei er geschieden, und zwar genau seit 25 Jahren, 133 Tagen und 75 Stunden. „25 Jahre, 133 Tage und 75 Stunden

personal und Fahrdiensten ist nötig. Und: Anders als bei der Jugendarbeit, profitiert die Kirche nicht von Bemühungen um die Älteren. Junge Menschen gehen einem möglichen Leben als aktives Gemeindemitglied entgegen, auf Demente wartet nur noch der Tod. Hinzu kommen die vielen Unwägbarkeiten eines Gottesdienstes für Menschen, die geistig nicht zurechnungsfähig sind. Dazu gehören allerdings auch schöne Überraschungen. Kratzsch erinnert sich an eine Veranstaltung in der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche vor einigen Jahren. Eigentlich sollten dort 24 Gemeindemitarbeiter gesegnet werden. Doch als der Aufruf, nach vorne zu kommen, ertönt war, standen plötzlich auch viele der Dementen am Altar. Letztendlich



Weißt du, wie viel Sternlein stehen? Pfarrer Andreas Fuhr predigt



Wie viele seiner Zuhörer seinen Worten noch folgen können, weiß niemand

den“, wiederholt er kurze Zeit später. Seinen Tag verbringe er in Ruhe in seinem Zimmer. Er bete, schlafe viel, spreche mit seinen Grünpflanzen oder liege still im Bett und höre seinem Herzschrittmacher zu. Eines Tages, da ist er sich sicher, wird er das Heim wieder verlassen. Ein neues Medikament will er vermarkten und so zurückkehren ins selbstbestimmte Leben. Und eine Frau möchte er noch einmal finden. Dement sei er nicht, berichtet er. Ob das stimmt oder nicht, bleibt unklar. Skirdes Pflegerin darf über den Gesundheitszustand ihres Patienten keine Auskunft geben. So oder so: Das Pflegeheim wird der freundliche alte Herr wohl nie wieder verlassen.

Dass Menschen wie Gerhard Skirde so gut es geht am Leben teilhaben können, wünscht sich Ulrich Kratzsch. Von einer „Isolationsspirale“ spricht er, wenn er das Schicksal vieler Dementer beschreibt. Rund ein Drittel der Erkrankten in Deutschland wird in Alten- und Pflegeheimen betreut. Mit zunehmender Schwere der Demenz können Angehörige die alltäglichen Herausforderungen, die mit dem Zusammenleben mit einem Kranken verbunden sind, nicht mehr handhaben. Unsichtbar sei dieser Teil der Gesellschaft deshalb geworden, auch für die christliche Gemeinde, sagt Kratzsch. „Kinder- und Jugendarbeit macht jeder gerne“, sagt er. Doch wer sich um Demente kümmern möchte, muss viel leisten und hat wenig Gewinn. Die Betroffenen können zum Beispiel nicht alleine zur Kirche kommen. Eine enge Zusammenarbeit des Pfarrers mit dem Pflege-

segneten der Pfarrer und einige Helfer an diesem Tag spontan rund 80 Menschen. „Das war für mich ein Wunder“, berichtet Kratzsch und ist noch heute gerührt. Das habe ihm einmal mehr gezeigt: Demente wollen Gott erleben. Dieses Wissen treibt ihn und macht seine Arbeit trotz allen Mühen zu einem Gewinn. Seitdem gibt es regelmäßig Segnungsgottesdienste für Kranke. Und noch etwas hat Kratzsch an diesem Tag gelernt: „Wir sind darauf eingestellt, dass alles passieren kann.“

Der Gottesdienst in der Zwölf-Apostel-Kirche endet mit dem Abendmahl. Die Kindertheatergruppe, die kurz zuvor noch das Märchen „Sterntaler“ aufgeführt hat, bringt Traubensaft und Brot zu den Besuchern. „Sehet und schmecket, wie freundlich der Herr ist“, sagt Pfarrer Fuhr. Mit Blick auf das Pflegepersonal, das jenen Kranken, die sich nicht mehr selbständig bewegen können, das Glas mit dem Saft an die Lippen presst, könnten diese Worte sarkastisch wirken. Gerhard Skirde aber lächelt. Als von vorne das Vater Unser erklingt, spricht er mit. Auch er hält schließlich seinen Stern aus Pressspan in der Hand, das Symbol für die Liebe Gottes an diesem Tag. „Nun wollen wir die Sterne hochhalten und die Arme hin und her bewegen“, fordert Ulrich Kratzsch die Gemeinde auf. Er steht neben Fuhr und lacht in die Runde. Als ein Großteil der Gäste die Arme hin und her bewegt, sagt er im Singsang, als würde er mit kleinen Kindern sprechen: „Seht ihr, nun habt ihr alle Sternschnuppen in den Händen.“ ■



Foto: pro

Das Hamburger Quartier der Heilsarmee und ein Sex-Kino liegen sich in St. Pauli direkt gegenüber

Helden der Reeperbahn

Er war ein Geschäftsmann. Er landete auf der Straße. Als Werner Hahnkamm nur noch sterben will, ist die Heilsarmee für ihn da – mitten auf der „sündigsten Meile der Welt“, der Reeperbahn in Hamburg. Zwischen Stundenhotels, Obdachlosen und Sex-Shops verkündigen die Mitarbeiter der Heilsarmee das Wort Gottes. | VON MARTINA SCHUBERT

Langsam geht die Glastür des großen Saals auf. Die Scharniere quietschen leise und ein paar Besucher drehen ihren Kopf zur Tür. Die Coffeebar, ein Treff, zu dem die Heilsarmee jeden Donnerstag zum Reden, Naschen, Singen und Beten einlädt, hat vor 20 Minuten angefangen. Es ist zwanzig nach neun. Ein großer Mann betritt den Raum. Seine blondgrauen Haare hat der Wind zerzaust. Mit seinen graublauen Augen schweift er durch den Raum. Schließlich zieht er die Tür hinter sich zu. Werner Hahnkamm kennen sie hier. Sein schwarzes Rollköffchen, das er immer dabei hat, stellt er in die Garderobe im Nebenraum, zieht seine beige Jacke aus. Dann geht er im Saal an den Tisch ganz hinten rechts. Er nickt dem Mann zu, der bereits an dem Tisch sitzt. Dieser hat die Arme verschränkt und seine Kapuze weit ins Gesicht gezogen. Von der Seite ist es nicht zu sehen. Hahnkamm setzt sich auf den Stuhl ihm gegenüber.

Mit Gitarre und Holzkreuz über die Reeperbahn

Eineinhalb Stunden früher haben sich die Heilsarmeeangehörigen vor ihrem Quartier in einer Seitenstraße der Reeperbahn

versammelt. Einige in dunkelblauer Uniform, die freiwilligen Helfer in roten Heilsarmee-Shirts. Mit Gitarre, einem großen Holzkreuz, ihrer blau-weißen Fahne, auf der „Heilsarmee Korps Hamburg“ steht, Mikrofon und einem Lautsprecher starten die 15 Personen ihren Straßeneinsatz. Mit Gesang und Gitarrenmusik ziehen sie durch die S-Bahn-Station „Reeperbahn“, lassen Sex-Shops und Stundenhotels links und rechts liegen, passieren Prostituierte, die auf der Straße nebeneinander stehen. An einer Kreuzung halten sie an. Oliver Chevalley leitet das Missionsteam und hält dort eine kurze Andacht. Ein junger Pasant streckt seine Arme in die Luft und ruft: „Jesus liebt euch alle“, dann lacht er und verschwindet im Eingang zur S-Bahn. Die Heilsarmee stimmt ein Lied an. Eine Punk-Göre mit zerrissenen Strumpfhosen skandiert: „Ah, das ist ja gruselig!“ Chevalley lädt die Passanten ein: „Kommen Sie doch heute zur Coffeebar um 21 Uhr – es gibt Kaffee, Tee, Zeit für Gespräche und das Missionsteam zeigt ein Theaterstück.“

Die Zeit für Gespräche ist das, was Hahnkamm der Heilsarmee hoch anrechnet. Diese Gespräche haben ihm Kraft gegeben. Seit 2011 gehört er zu den Stammgästen: Fast jeden Don-



nerstag kommt er zur Coffeebar. Sonntags besucht er den Gottesdienst der Heilsarmee. „Ich habe gespürt, dass mir jemand zuhört“, erklärt der 65-Jährige. „Ich will mir gar nicht vorstellen, was passiert wäre, wenn sich die Mitarbeiter der Heilsarmee nicht um mich gekümmert hätten.“

Seine Geschichte: 46 Jahre lang hat er als Geschäftsmann gearbeitet, die letzten 37 Jahre bei einem großen Kreditversicherer. Nebenbei stellte er am Wochenende Zeitungen zu, „um den hohen Lebensstandard zu halten und die Kosten für das Haus zu decken“. Er spricht ruhig, überlegt, was er sagt. Mit seiner zweiten Frau, einer Asiatin, und zwei Kindern lebte Hahnkamm in

einem großen Einfamilienhaus nördlich von Hamburg. Das hatte er gekauft.

„Dann kam der Knacks“, sagt er. Seine Frau habe ihn mit einem anderen Mann betrogen. Eine Steuernachzahlung von 43.000 Euro brachte ihm den finanziellen Ruin. „Die konnte ich nicht aufbringen“, sagt er. Er fühlt sich ungerecht behandelt, sagt, Belege, die nachgewiesen hätten, dass er die Steuern abgeführt hat, habe die Prüferin nicht anerkannt.

Hahnkamm fällt in Depressionen, schreibt einen Abschiedsbrief und verlässt seine Frau und sein Zuhause. Er will nicht mehr zurück, fühlt sich hintergangen: „Meine Frau hat mich im Stich gelassen.“ Zwischen Juni 2010 und Juni 2011 hat er keine Wohnung, schläft in Einkaufszentren, auf Parkbänken und auch vor der Heilsarmee. „Ich wurde mit Steinen beworfen. Zwei Mal kippten Jugendliche Bier über meinem Kopf aus und riefen mir zu: ‚Ey, Alter, du musst jetzt endlich mal arbeiten!‘“

Er sieht keinen Sinn mehr in seinem Leben. Er mischt Rattengift mit Korn, trinkt fünf Tage lang nicht, nimmt über 90 Psychopharmaka auf einmal. „Damals habe ich gedacht, der Tod wäre meine Erlösung“, sagt er.

Irgendwann erinnert sich Hahnkamm, dass er „ganz früher“ ab und zu den Gottesdienst der Hamburger Heilsarmee besuchte. Das tut er dann auch wieder. Er geht sonntags in den Gottesdienst und spricht viel mit Oliver Chevalley, arbeitet seine Erlebnisse auf.

Suppe, Seife, Seelenheil

Seit fast dreißig Jahren dienen Oliver Chevalley und seine Frau Ingeborg der Heilsarmee. „Wir haben gelernt, dass ein glückliches Leben nicht bedeutet, Unmengen an Geld zu haben, sondern den Menschen eine Familie zu sein, ihnen Respekt und Wertschätzung entgegen zu bringen“, erklärt Ingeborg und wirft ihrem Mann einen kurzen Blick zu. Sie kümmert sich mit einem Team von sieben Mitarbeiterinnen um Prostituierte. Sie reden mit den Frauen, manchmal beten sie auch oder lesen in der Bibel. „Dass wir für sie da sind und ein offenes Ohr haben, ist das, was wir rüberbringen wollen. Wenn irgendwann mal was ist, sind wir da.“

Anzeige

Die Evangelische Allianz in Deutschland

christlicher medienverbund kep

Wir suchen Dich!

- » für ein **Jahrspraktikum** beim Christlichen Medienverbund KEP in Wetzlar
- » für ein **Jahrspraktikum** im Büro der Deutschen Evangelischen Allianz in Berlin

Alle Informationen zu den Stellen und zur Bewerbung:
www.kep.de/praktikum | (0 64 41) 91 51 51.



Werner Hahnkamm: „Ich habe gespürt, dass mir jemand zuhört.“



Hahnkamm (r.) holte Hans-Henning Schaak (l.) von der Straße

Sozialarbeit und christliche Verkündigung sind seit 1865 die Ziele der Heilsarmee. Damals gründete der Methodisten-Pastor William Booth die Bewegung in den Londoner Slums. Das Motto war damals wie heute „Suppe, Seife, Seelenheil“.

„Wenn William Booth in Hamburg wäre, dann wäre er in St. Pauli“, sagt Gemeindeleiter Chevalley. Die Heilsarmee in Hamburg bietet warmes Essen, Duschmöglichkeiten, Kleiderausgabe für Männer und Frauen, Frisör, Seelsorge, Gottesdienste, Unterhaltung. Zur Essensausgabe kommen täglich rund 70 Personen. Außerdem bietet sie soziale Beratung, Geldverwaltung und eine Postadresse für Menschen ohne festen Wohnsitz.

für sie die Witwenrente durchgesetzt. Seine Unterlagen lässt er nicht in seiner Wohnung, er trägt sie immer bei sich im schwarzen Kofferchen. Heiraten will er nicht noch mal. Aber gern mit seiner Freundin nach Spanien in den Urlaub fahren. Sie hat dort ein Ferienhaus geerbt.

Letzte Runde warmer Tee

Es ist Donnerstagabend, um kurz vor 23 Uhr. Die Coffeebar geht zu Ende. Ein letztes Mal kommen die Heilsarmee-Mitarbeiter an die Tische und bieten warmen Tee und Kaffee an.



Werner Hahnkamm steht vor dem Gebäude der Heilsarmee in der Talstraße



Arbeiten seit fast dreißig Jahren für die Heilsarmee: Oliver und Ingeborg Chevalley

Werner Hahnkamm fühlt sich durch die Heilsarmee gehalten. Dass ihm jemand zuhört, baut ihn auf. „Auch die Musik, die Blechbläser im Gottesdienst zu hören, gab mir wieder Lust am Leben, die Todessehnsucht wurde geringer.“ Er sagt: „Dadurch, wie mir geholfen wurde, bin ich wieder zum Glauben gekommen.“

Über eine Stiftung des Diakonischen Werks findet er im Juni 2011 eine kleine Wohnung, meldet Privatinsolvenz an. 2012 ließen sich Hahnkamm und seine Frau scheiden. Seit einem Jahr hat er wieder eine Freundin. Er bemüht sich sehr um sie, hat

Hahnkamm schüttelt langsam den Kopf. Der Mann, der die Kapuze weit ins Gesicht gezogen hat, dreht sich zur Seite, hebt seinen braunen Plastikbecher und nimmt noch einen Schluck warmen Tee. Es ist Hans-Henning Schaak. Ihn hat Hahnkamm vergangenes Jahr von der Straße geholt. Seitdem sind die beiden Männer befreundet. Dann stehen sie gemeinsam auf. Hahnkamm holt sein Rollkofferchen aus der Garderobe, zieht seine beige Jacke an. Die beiden Männer verlassen gemeinsam den Saal und Hahnkamm zieht die Glastür langsam hinter sich zu. ■

Band mit christlichen Wurzeln: Mumford & Sons füllen Stadien und singen über Liebe, Leid und Gott



„Eine bewusst spirituelle Sache“

Die Folk-Band „Mumford & Sons“ wird von der Presse wahlweise als Pop-Phänomen gelobt oder als christlicher Jungenchor verlacht. Doch was hat es mit dem Glauben der vier Briten auf sich? pro hat sich beim Berlin-Konzert der Gruppe auf die Suche begeben. | VON ANNA LUTZ

Er glaubt immer noch. Obwohl es Risse und Kratzer in seinem Leben gibt, wie bei einem alten Auto. Der Glaube hört nicht auf. „But I’ll still believe, though there’s cracks you’ll see, when I’m on my knees I’ll still believe“, singt Marcus Mumford im Berliner Velodrom. 12.000 Menschen passen in die Halle. Die Tickets waren schon lange vor dem Konzert im April ausverkauft. „Mumford & Sons“ sind die derzeit wohl hippste Band des Planeten. Ihr Album „Babel“ wurde jüngst mit einem Grammy geehrt, es stand 16 Wochen auf dem ersten Platz der

amerikanischen Charts und führte weitere 21 Wochen die britischen an. Egal, wo auf der Welt man derzeit das Radio einschaltet, innerhalb von ein oder zwei Stunden dürfte mindestens ein Hit der vier Briten zu hören sein. Ein Lied wie zum Beispiel „Holland Road“, das sie an diesem Abend auch in der Bundeshauptstadt singen. Als es in einem Songtext um den Glauben geht, reckt eine Frau im Publikum die Hände in die Höhe, schließt die Augen und wiegt den Oberkörper leicht hin und her. Es sieht aus, als bete sie mit.

Die Lobpreis-Affinität vieler Konzertbesucher kommt nicht von ungefähr. Viele der Lieder der Band, die als Begründer des Neo-Folk gilt, handeln vom Glauben, vom Lieben, von der Suche nach etwas, das über das schlichte Leben hinausgeht. Im schon etwas älteren „After the Storm“ etwa singt Marcus Mumford: „Nach dem Sturm laufe und laufe ich, als der Regen einsetzt. Und ich schaue nach oben, ich schaue nach oben, kniend und glücklos, schaue ich nach oben.“ Es folgt eine Textpassage mit biblischen Anleihen: „Es wird eine Zeit kommen, du wirst

Stück „Awake my soul“ heißt es zum Beispiel: „Du bist dazu gemacht, deinem Schöpfer zu begegnen“, in „Below my feet“ vom neuesten Album mit dem Titel „Babel“ geht der Text so: „Mir wurde von Jesus gesagt, dass alles gut ist, also muss alles gut sein“.

„Babel, das klingt schon sehr nach einer Metapher aus dem Jugendgottesdienst. Wollen Mumford & Sons die neuen U2 werden?“, fragte die Wochenzeitung Die Zeit kürzlich. Die 2007 gegründete Band selbst hat darauf bislang keine Antwort gegeben.

„Der Glaube ist etwas Wunderschönes“

Sänger Marcus Mumford kommt aus einem christlichen Elternhaus. Seine Eltern John und Eleanor Mumford sind die Leiter der Vinyard-Bewegung in Großbritannien und Irland. Wie die Huffington Post berichtete, hat der 26-Jährige im vergangenen Jahr die britische Schauspielerin Carey Mulligan geheiratet, die er in einem christlichen Jugendcamp getroffen haben soll. Mulligan war kürzlich im Film „Der große Gatsby“ neben Leonardo DiCaprio zu sehen. Das Magazin Christianity Today berichtete über die Hochzeit. Es habe eine religiöse Zeremonie gegeben, die Marcus' Vater durchgeführt habe. Laut der Zeitung US Weekly sangen Braut und Bräutigam gemeinsam mit der Band am Ende des Abends das Lied „Amazing Grace“. Winston Marshall, der Banjo-Spieler bei „Mumford & Sons“, soll darüber hinaus einst mit Marcus Mumford in einer Lobpreisband gespielt haben.

Doch was sagt der Sänger eines der laut Süddeutscher Zeitung „größten Pop-Phänomene der vergangenen Jahre“ selbst zu seinem Glauben? Dem Rolling Stone antwortete er auf die Frage, ob er Christ sei: „Ich mag das Wort nicht. Es kommt mit so viel Gewicht daher. Also nein, ich würde mich nicht als Christen bezeichnen. Ich glaube, das Wort beschwört all diese religiösen Bilder herauf, die ich nicht wirklich mag. Ich habe meine persönlichen Ansichten über die Person Jesus und wer er war ... ich habe mich irgendwie von der Kultur des Christseins entfernt.“ Weiter erklärt er, seine spirituelle Reise sei „in Arbeit“. An der Existenz Gottes habe er aber nie gezweifelt.

Was es mit den christlich anmutenden Texten, dem Albumtitel „Babel“ und dem gleichnamigen Titellied auf sich hat, erklärte Bassist Ted Dwane einst eher schleierhaft: „Babel“ spreche über menschliche Unzufriedenheit. Marcus Mumford sagte dem britischen Guardian, die Texte des Vorgängeralbums „Sigh no more“ seien eine „bewusst spirituelle Sache“ aber ebenfalls bewusst nicht religiös: „Ich denke, der Glaube ist etwas Wunderschönes und etwas Echtes und etwas Universelles, oder kann es sein.“ Die Bandmitglieder hätten alle ihre „unterschiedlichen Ansichten über Religion“. „Aber ich denke, Glaube ist etwas, was gefeiert werden sollte. Ich habe meine eigenen persönlichen Ansichten, sie sind immer noch real für mich und ich möchte über sie schreiben.“

Beim Konzert im Velodrom ist der letzte Banjo-Ton verklungen. An der Garderobe drängen sich die End-Zwanziger, die selbst schon aussehen, als seien sie einer Folkband entsprungen: Hosenträger, Dreiwochenbärte, Arbeiterboots und Karo-Hemden sind en vogue, auch dank „Mumford & Sons“, die dem Stil ein Revival verschafften. Zwischen all den Hipstern steht eine Frau um die 40. Über ihrem Arm trägt sie einen Jutebeutel, auf dem drei Worte zu lesen sind: „Jesus. Jesus. Jesus.“ Sie ist wohl eine von vielen Christen, die an diesem Abend einer Band gelauscht haben, von der die Öffentlichkeit nicht genau weiß, ob sie nun glaubt, und was eigentlich. Doch vielleicht verrät die Musik doch mehr als Interviews. „Es scheint, als seien all meine Brücken abgebrannt worden. Aber du sagst, genauso funktioniert diese Sache mit der Gnade“, heißt es im Lied „Roll away your Stone“. „It seems that all my bridges have been burned. But, you say that's exactly how this grace thing works.“ Das klingt nicht wie aus einem Lobpreislied. Aber es klingt wie aus dem Leben eines Christen. ■



Mumford & Sons: Babel, Universal, 14,99 Euro, ISBN: 0602537128143

Foto: James Marcus Haney

sehen, ohne Tränen. Und die Liebe wird dir nicht das Herz brechen, sondern deine Ängste fortschicken. Steig über den Berg und sieh, was du dort finden wirst. Mit Gnade im Herzen und Blumen in deinen Haaren.“ Anlässlich solch kitschiger Texte höhnte die Berliner tageszeitung (taz) jüngst: „Die Songinhalte der Band Mumford & Sons sind rein wie die eines christlichen Knabenchors. Es ist Musik für die weiße, konservative, heterosexuelle Mittelschicht. Liest man sich nämlich ihre Lyrics durch, so kommt man sich vor, als blätterte man durch das Liederbuch eines christlichen Jugendchors. Besungen werden traditionelle Werte wie Hoffnung, Glaube, Reue, Schicksal, Selbstfindung, Schmerz, Ursprung und natürlich die erlösende Liebe.“ Zumindest Letzteres ist eindeutig wahr. Im

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion

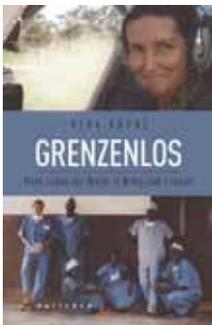
Ein Video mit dem Autor sehen Sie hier: is.gd/EztLhJ



Vom Waisenhauskind zum Millionär

Heute ist er Familienvater, bewegt als Wertpapierhändler Millionen und ist ein reicher Mann. Dass er es so weit gebracht hat, ist bei Rob Mitchells Biografie alles andere als selbstverständlich. Als er drei Jahre alt ist, bringt seine psychisch kranke Mutter ihn in ein Waisenhaus. Sein Vater ist nach einem gescheiterten Selbstmordversuch unheilbar verletzt in einer Klinik. Auf sich allein gestellt, schlägt sich der Junge durchs Leben, und entscheidet sich mit 17 Jahren für einen gemeinsamen Lebensweg mit Jesus Christus. „Alleine weinst du wütender“ ist ein Buch über Vergebung, Einsamkeit und Selbstbestimmung. | **STEFANIE RAMSPERGER**

Rob Mitchell: „Alleine weinst du wütender“, SCM Hänssler, 201 Seiten, 9,95 Euro, ISBN 9783775154895



Grenzerfahrungen

Die Chirurgen Verena Kühne liebt es, an ihre Grenzen zu gehen – und darüber hinaus. Ihre Erlebnisse als Ärztin mit medizinischen Hilfsorganisationen hat sie im Buch „Grenzenlos“ verarbeitet. Es handelt von der Faszination fremder Länder und der Brutalität und Härte im medizinischen Alltag. Im Sudan gehören dazu etwa Lepraerkrankungen und Genitalverstümmelungen. Kühne schreibt, wie ihre Arbeit zu einem Spagat zwischen Hilfeleistung und der Flucht vor dem Elend wird. Obwohl sie auf die Frage des Leids keine Antwort hat, glaube sie „trotzdem“. Wenn Jesus heute auf dieser Erde lebte, würde er aus Kühnes Sicht vielleicht auch nach Haiti, Afghanistan oder in den Sudan gehen. Dem kritischen Leser fehlen in dem Buch möglicherweise eindeutige christliche Bekenntnisse, aber vielleicht sind die Szenarien vor Ort und Kühnes Dienst an den Menschen Evangelium genug. | **JOHANNES WEIL**

Vera Kühne: „Grenzenlos“, Pattloch, 288 Seiten, 19,99 Euro, ISBN 9783629130129



Das Islam-Dilemma

„Europa ist beim Thema ‚Islam‘ in politisch korrekten Denkgewohnheiten gefangen.“ Diese These vertreten die Autoren Bruno Tellia und Berthold Löffler in ihrem Sachbuch „Deutschland im Werte-Dilemma“. Mit anschaulichen Beispielen zeigen sie das asymmetrische Verhältnis zwischen Europa und der islamischen Welt auf: Während europäische Länder immer mehr Zugeständnisse an die fremde Kultur machten, komme der Islam mit stets neuen Forderungen. Die Wissenschaftler zeigen die Unterschiede zwischen den christlich geprägten abendländischen und den islamischen Werten auf. Auch nennen sie mögliche Lösungswege aus dem Dilemma. Die Frage, ob ein Entgegenkommen in einzelnen Fällen, wie bei der Beschneidung von Knaben, angebracht ist, stellen die Verfasser nicht. Obwohl sie in diesem und anderen Punkten zu wenig differenzieren, empfiehlt sich die Lektüre für jeden, der sich Gedanken um die Zukunft des christlichen Abendlandes macht. | **ELISABETH HAUSEN**

Bruno Tellia, Berthold Löffler: „Deutschland im Werte-Dilemma. Kann der Islam wirklich zu Europa gehören?“, Olzog, 272 Seiten, 27,90 Euro, ISBN 9783789283079



Geschichten zum Anschauen

Der christliche Pantomime Carlos Martinez hat mit „Bücher ohne Worte“ eine neue DVD herausgebracht. Die Bibel, die Martinez im Interview auf der DVD als „Buch der Bücher“ bezeichnet, kommt nicht explizit darin vor, weil der Spanier ihr mit „Meine Bibel“ bereits ein eigenes Programm gewidmet hatte. Dennoch sind Anleihen aus dem christlichen Bereich unverkennbar, so zum Beispiel die Melodie von „Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte“ als Hintergrundmusik zu dem Stück „Das Fenster“. Der Pantomime vergleicht darin den Blick aus einem Fenster mit einem aufgeschlagenen Buch und lädt zum Genießen und Staunen ein. Die DVD rund ums Lesen und Erzählen ist für Menschen gemacht, die gerne ihre Fantasie spielen lassen. | **STEFANIE RAMSPERGER**

„Bücher ohne Worte“, Brunnen, 105 Minuten, freigegeben ab 0 Jahren, 19,99 Euro, ISBN 4250222900084



„Ich glaube, weil ich Fehler machen darf“

Das Leben des Schauspielers Markus Majowski gleicht einer Achterbahnfahrt: Große Fernsehserien wechseln sich ab mit Zeiten, in denen er den Sinn des Lebens in Alkohol und Drogen sucht. Wie er dennoch die Kraft im Glauben findet, hat er in dem Buch „Markus, glaubst du an den lieben Gott?“ beschrieben. Darin berichtet er von Geldsorgen, (überschrittenen) Schamgrenzen und Situationen, in denen er auch den Glauben anderer Menschen verletzt. Ihm gelingt dank seiner Frau Barbara eine Wende. Majowski lernt den Glauben an Gott zu schätzen, auch wenn er in der Medienbranche für seinen Schritt viel Hohn ertragen muss. Er verlässt die Serie „Die Dreisten Drei“, die ihn bekannt gemacht hat und schreibt dennoch überzeugt: „Gott hat meinen Fuß geführt.“ Zweifel an Gott sind nicht aus Majowskis Leben verschwunden. Gleichzeitig bietet ihm sein Glaube immer wieder Hilfe. Majowski hat eine abwechslungsreiche Biographie geschrieben, bei der der Leser Zeit braucht, um sich an Schreibstil und Gedankensprünge zu gewöhnen. Was fehlt, ist die Information, inwiefern er sich in einer Gemeinde engagiert und sein Christsein praktisch lebt.

| JOHANNES WEIL

Markus Majowski, „Markus, glaubst du an den lieben Gott?“, Neukirchener Aussaat, 219 Seiten, 19,99 Euro, ISBN 9783761560358



Sie kann es besser

Nach über zehn Jahren legt Amy Grant, die Grande Dame christlicher Musik, ein neues Studioalbum vor. In den anspruchsvollen Texten verarbeitet sie persönliche Erlebnisse wie den Selbstmord eines Freundes oder die Hochzeit ihrer Tochter. Die wechselnden Emotionen spiegeln sich in der ruhigen, um nicht zu sagen monotonen, Musik nicht wieder. Fans von Grant wissen: Das kann sie eigentlich besser. Duette mit Sheryl Crow, Carole King und James Taylor bieten immerhin etwas Abwechslung. Wer Grants schöne Stimme hören will, sollte aber lieber zur nach wie vor genialen Best-Of-Platte „Greatest Hits“ greifen. | MORITZ BRECKNER

Amy Grant: „How Mercy Looks From Here“, Gerth Medien, 18,99 Euro, ISBN 5099922651822



Der Sound zum Sonnenstich

Darauf muss man erst mal kommen: Der christliche Rapper Daveman hat Reggae-Versionen bekannter Kirchenlieder aufgenommen. Mutmaßliche Zielgruppe: Musikliebhaber, die den Sound von 90er-Jahre-Kinderdisco schätzen und sich auch auf Beachpartys keinem weltlichen Liedgut aussetzen wollen. Spätestens beim modernen Klassiker „Mighty To Save“, den Daveman mit nachgemachtem Jamaika-Akzent zum Besten gibt, ist die Schmerzgrenze überschritten. Recherchen im persönlichen Umfeld des Rezensenten haben jedoch ergeben: Überraschend viele junge Leute stehen tatsächlich drauf.

| MORITZ BRECKNER

Feiert Jesus: „fresh summer feat. Daveman“, SCM Hänssler, 12,95 Euro, ISBN 4010276025771



Heilsarmee vereint Europa

Beim Eurovision Song Contest in Malmö ist die Schweizer Heilsarmee-Band namens „Takasa“ im Halbfinale ausgeschieden. Auf dem Album „Together We're One“ (Zusammen sind wir eins) versammeln sich inklusive des bekannten Vorbilds weitere Heilsarmee-Gruppen aus ganz Europa. Dabei herausgekommen ist eine Mischung aus Pop und Folk. Nicht alle Lieder sind eingängig, ein paar bekommt man aber nicht so leicht wieder aus dem Ohr, wie etwa „Lay My Love On You“. Es erklingen teilweise landestypische Instrumente: Im irischen Beitrag „Nothing Like Your Love“ ist ein Akkordeon zu hören.

In den anderen 14 Liedern spielen die Salutisten unter anderem auch Trompete, Posaune, Saxofon oder Hammondorgel. Die geübten Straßenmusiker treffen zwar nicht jeden Ton. Die spirituellen Texte sind aber durchaus ermutigend. Der bekannteste Song „You And Me“ ist in zwei Versionen auf der CD: zum einen von den Schweizern selbst und zum anderen als europäische Version mit Heilsarmee-Mitgliedern aus ganz Europa. „Takasa“-Fans wird die CD begeistern. | MARTINA SCHUBERT

Heilsarmee: „Together We Are One“, Universal Music Switzerland, 24,99 Euro, ISBN 0602537395828

Lesen Sie pro jede Woche

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915151

pro
Christliches Medienmagazin